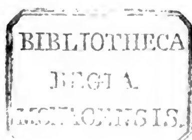
Ausführliche Darstellung des Grundes unsers Glaubens an Unsterblichkeit

von

Jakob Friedrich Abel,
Prälaten und General-Superintendenten von Reuttlingen,
R. d. W. C. V. O.

Frankfurt am Main, 1826.
Verlag von Heinrich Wilmans.



Meinen

ehemaligen Zuhörern

in der

hohen Carls-Schule zu Stuttgart,
auf der Universität zu Tübingen,
und im Seminar zu Schönthal

gewidmet.

Schon vermöge meines Alters von dem Tode nicht fern, habe ich die Lehre von Fortdauer nach dem Tode noch einmal der strengsten Untersuchung unterworfen.

Das Resultat sowohl als das Wesentliche des Ueberzeugungs-Grundes ist das Nämliche, das ich seit mehr als 50 Jahren meinen Zuhörern vorgetragen habe, und es ist mir nicht wenig erfreulich, diesen öffentlich sagen zu dürfen, daß das, was ich einst in ihrer Mitte von seliger Hoffnung der Unsterblichkeit mit lebhafter Freude sprach, auch noch

jetzt, nach mehrmals wiederholten Forschungen, und nahe am Grabe, meine festeste Ueberzeugung ist. Möge dieselbe Ueberzeugung auch sie, deren Andenken mir stets theuer war und seyn wird, durch ihr ganzes Leben leiten und beglücken.

Ausführliche Darstellung

des

Grundes unseres Glaubens an Unsterblichkeit.

Erste Untersuchung.



Ich bin, ich wirke, ich vervollkommne mich; werde ich auch nach dem Tode noch seyn und wirken und mich vervollkommnen?

Erste Untersuchung.

Glaube an Fortdauer ist Glaube meines Geschlechts.

§. 1.

Diese Frage wird bei weitem von dem größten Theil meines Geschlechts bejahend beantwortet.

Es bedarf keiner weitern Auseinandersetzung, daß der Glaube an Fortdauer unter Egyptern, Syrern, Arabern, Persern, Griechen, Römern, Galliern, Brittanniern, Deutschen rc. geherrscht habe; nur das verdient besonders bemerkt zu werden, daß er auch ganz ungebildeten und rohen Völkern nicht mangle. Robertson in der Geschichte von Amerika S. 442. sagt: Man hat verschiedene Völker in Amerika entdeckt, die vom

höchsten Wesen ganz und gar keinen Begriff und folglich auch keine Religions-Gebräuche hatten — gleich andern Thieren bringen sie ihr Leben ohne Kenntniß und Verehrung irgend einer höhern Macht hin. Sie haben in ihrer Sprache keinen Namen für die Gottheit; auch haben die sorgfältigsten Beobachter keinen Gebrauch und keine Anstalt unter ihnen entdeckt, woraus man hätte schließen können, daß sie die Macht Gottes erkennten. Allein, so fährt dieser Geschichtsschreiber S. 450. fort: „wir können diesen Glauben (von einem künftigen Leben) von einem Ende von Amerika bis ans andere allenthalben ausspüren, in einigen Gegenden schwächer und dunkler, in andern vollständiger entwickelt, aber nirgends ist er unbekannt. Die rohesten unter den Wilden sehen den Tod nicht für gänzliche Zernichtung des Daseyns an, sondern sie alle hoffen ein zukünftiges und glückseliges Leben."

„Auch der Kamtschadale", sagt Herder in den Ideen zur Geschichte der Menschheit, „hat ihn (den Glauben an ein Leben nach dem Tode), wenn er seine Todten den Thieren hinlegt; auch der Neu-Holländer hat ihn, wenn er den Leichnam ins Meer senkt. Keine Nation verscharrt ihre Todten, wie man ein Thier verscharrt; jeder Wilde geht sterbend in's Reich der Väter, in's Land der Seelen." (S. auch Kraft's Sitten der Wilden, III. Abtheilung; Häselers Julius p. 79.)

§. 2.

Dieser Glaube zeichnet sich durch ähnliche Merkwürdigkeiten aus, wie der Glaube an Gott; er ist jedem Unbefangenen, vorzüglich aber den Besseren, willkommen, findet leicht und schnell Eingang, und beginnt zum Theil eben daher sehr früh, so daß er bereits fest steht, bevor wir nur nach Gründen desselben fragen. Zugleich besitzt er große Festigkeit, so daß er bisweilen bei allem Wechsel der, mit ihm zusammen hängenden Meinungen und Systeme fortdauert, ja, daß er sogar in vielen auch dann noch unerschüttert steht, wann schon alles das dahin ist, auf das er gestützt war, oder manches nun behauptet wird, mit dem er offenbar nicht zusammen besteht. In der That empfinden wir, wenn wir auch nur zum Versuch das Gegentheil annehmen, jenes eigenthümliche Gefühl, welches zu entstehen pflegt, so oft wir uns bemühen, etwas zu verwerfen, was wir unserer ganzen innern Organisation zu Folge anzunehmen genöthigt sind; es ist, als ob man, um es zu Stande zu bringen, dem Geiste wie dem Herzen Gewalt anthun müßte; „der Mensch", sagt Carus in der Moral-Philosophie, „welcher wirklich mit sich einig ist, sey es durch unverdorbene Natur oder reine Freiheit, ist nicht blos empfänglich für den Glauben, sondern Glaube ist für ihn nothwendig." Dieser Glaube ist ferner (gefordert durch alle unsere Vermögen, und im

Zusammenhang und in Harmonie mit den wesentlichen Trieben und Gesetzen unserer Natur) reell, natürlich, konsequent, und endlich höchst folgereich; man denkt, fühlt, will und handelt ihm gemäß. So nimmt der Glaubende mit Zuversicht an, daß der im Elend verschmachtete Edle nicht immer unglücklich seyn, sondern einst Ersatz erhalten werde, wenn nicht in diesem, doch gewiß in einem andern Leben. So schöpft er aus diesem Glauben Beruhigung, Trost und Heiterkeit, selbst im größten Leiden, ja selbst noch im Tode, und so setzt er endlich, ihm gemäß, seine Bemühungen besser zu werden, bis ins höchste Alter, ja bis an den Tod fort; und er thut dieses selbst mit Aufopferung manches Vergnügens, mit freiwilliger Uebernahme vieler schmerzhaften Anstrengungen; auch sind die Wirkungen des, dem Glauben gemäßen Denkens und Handelns die herrlichsten; Grad, Richtung und Harmonie aller Vermögen wird besser; die Triebe nach Wahrheit, Moralität und Glückseligkeit werden befriedigt, und die Erreichung unserer Bestimmung wird befördert.

Ein Theil dieser wohlthätigen Folgen hört selbst dann nicht auf, wenn manche Irrthümer den Glauben verunstalten. Stark durch seinen Glauben (S. Sitten der Wilden, von Kraft) geht auch der Wilde dem Tod fürs Vaterland mit lachendem Angesicht entgegen. Indessen darf doch nicht geläugnet werden, daß bisweilen auch thörichte und widersinnige Handlungen daraus ent-

springen. Krafts Sitten der Wilden p. 311: „die Wilden begraben Bogen, Pfeile und andere Jagd- und Kriegs-Gewehre mit den Todten, damit sie im andern Leben nicht wehrlos seyn mögen.“ Nach Mela de situ orbis L. 3. gaben die alten Gallier nicht nur Briefe an ihre neulich verstorbenen Freunde mit, sondern auch Schuldanweisungen, die in der andern Welt zahlbar seyn sollten. Allein bei erhöhter Aufklärung fallen solche Verirrungen von selbst weg.

§. 3.

Jedoch allgemein im strengsten Sinn ist dieser Glaube doch nicht, denn lassen wir es auch dahin gestellt seyn, ob es nicht nur einzelne Individuen, sondern auch ganze Völker gebe, deren Vernunft noch so unentwickelt ist, daß sie nicht einmal die niedrigste Stufe zu erreichen vermögen, d. i. daß nicht einmal ein Sehnen, ein Fühlen oder Ahnden der Fortdauer sich in ihnen regt, so findet man doch einzelne Individuen, die nicht an Fortdauer glauben, oder diese bezweifeln, weil sie (sich nicht begnügend mit dem in sich vorgefundenen Glauben) denselben deutlicher zu machen, und besonders Gründe für ihn aufzufinden, sich bemühten, aber dadurch in Unglauben oder Zweifel sich verloren haben, in dem sie bald Widersprüche mit richtigen Ueberzeugungen zu finden wähnten, bald, (weil sie keine, ihnen genügende Gründe fanden) in ihrem Stolz meinten, daß es keine

solche gebe. Allein, diese machen doch nur eine Ausnahme.

§. 4.

Der Unglaube an Fortdauer ist, seinen Eigenschaften und Folgen nach, denen des Glaubens an Fortdauer, beinahe in jeder Rücksicht entgegen gesetzt. Er ist keinem, als dem, an einer glücklichen Zukunft Verzweifelnden, willkommen; findet schwer und langsam Eingang, und ist nur ein späteres Erzeugniß des Raisonnements; der Unglaube dauert ferner wegen seines Widerspruchs mit andern Ueberzeugungen, wie mit den bedeutendsten Trieben und Bedürfnissen nie lange fort, sondern hört plötzlich wieder auf, erhält dann öfters auf's Neue die Oberhand, und wird abermals besiegt; kurz er ist höchst schwankend. Auch der große Friedrich blieb nach Garves Zeugniß in Rücksicht seiner religiösen Gesinnungen sich nicht gleich. Ferner ist derselbe, der eben genannten Ursachen wegen, ohne Realität, unnatürlich, inkonsequent, und von höchst nachtheiligen Folgen begleitet. Nur zu oft sind die Läugner der Fortdauer die Unsittlicheren wie die Unglücklicheren unter den Menschen, obwohl nicht selten auch hier Inkonsequenzen vorkommen und manche Verschiedenheiten statt haben. Auch ist vom Läugner der Fortdauer zu unterscheiden der, dessen Geist sich noch nicht bis zu dieser Frage erhoben hat.

§. 5.

Ganz sicher überzeugt mich diese Thatsache, daß der Glaube an Fortdauer meiner Natur angemessen oder mir natürlich sey. Sogar bin ich geneigt, denselben als in meiner Natur gegründet und eben daher als wahr anzunehmen. Schon Cicero Quaest. Tusc. I. 14. sagt: „maximum vero argumentum est, naturam ipsam de immortalitate animorum tacitam judicare, quod omnibus curae sunt, et maxime quidem, quae post mortem futura sint." Allein da Veranlassung zum Irrthum, und also auch der Irrthum selbst gar wohl so weit verbreitet werden kann, als es der Glaube an Fortdauer ist, und einzelne heilsame Folgen die Wahrheit eines Satzes noch nicht erweisen, so kann diese Thatsache noch keine Beruhigung verschaffen, sondern diese erhalte ich erst, wann ich einsehe, der wohlthätige Glaube stütze sich nicht auf gesetzwidrige, sondern auf wahrhaft gesetzmäßige Aeußerungen unserer vernünftigen Natur.

Erforschen wir demnach, was denselben im Geiste und Gemüthe des Menschen begründet.

Zweite Untersuchung.





Zweite Untersuchung.

Erforschung dessen, was im Geiste und Gemüthe des Menschen den Glauben mit seinen Folgen begründet?

§. 6.

Hier muß vor allem ein Unterschied gemacht werden zwischen dem, was denselben wahrhaft begründet und rechtfertigt, und dann zwischen dem, auf was, (mag es richtig seyn oder nicht) einzelne Menschen den ihrigen bauen. Hier ist vorerst nur vom erstern die Rede, von dem andern wird §. 72. gehandelt werden.

Erste Abtheilung.

Kann Glaube an Fortdauer oder das Gegentheil auf eine Anschauung oder ein Gefühl gegründet werden?

§. 7.

Nichtfortdauer unmittelbar durch Anschauung darzuthun, ist an sich unmöglich, aber auch daraus, daß

es uns nicht gelingt, eine künftige Welt, oder Gegenstände derselben durch Anschauung kennen zu lernen, kann nicht gegen das Daseyn einer solchen geschlossen werden; lassen sich ja Gründe genug denken, warum, wenn es auch eine andere, für die gestorbenen Menschen bestimmte, Welt gibt, diese hienieden uns doch nicht erscheint.

Sollte aber nicht das Gegentheil, Fortdauer, durch Anschauung dargethan werden können?

Künftiges, als solches, kann so wenig als Ewigkeit Gegenstand einer Anschauung seyn. Wenn einige, wie z. E. Josephus (Antiquitates judaic. C. 17.) meinen, daß durch Anschauung eines Gegenstandes aus der andern Welt z. E. Verstorbener, Ueberzeugung vom Daseyn dieser am sichersten erhalten würde, so ist schon der Beweis höchst schwierig, daß, was man für Anschauung durch die Sinne hält, eine solche, und zwar eine ganz den Gesetzen gemäß erworbene, echte Anschauung gewesen, und daß sie auch durch die Einbildungskraft und das Erinnerungs-Vermögen richtig und unverfälscht zurückgeführt worden sey; alsdenn läuft in jedem Falle eine Täuschung unter, indem der einst gekannte Verstorbene den ehemals getragenen Körper nun gewiß nicht mehr trägt, und doch blos daran, daß dieser Körper wieder erscheint, der ehemals bekannte Freund erkannt werden soll; ist aber einmal Täuschung vorhan-

den, so könnte dieselbe wohl auch eine solche seyn, mit welcher die Richtigkeit des Glaubens, die Erscheinung sey die eines ehemals bekannten Verstorbenen, nicht besteht. Zwar scheint dieser Einwurf minder bedeutend, wenn man einen Verstorbenen sehen sollte, der aus dem andern Leben in das gegenwärtige nicht blos als vorübergehende Erscheinung, sondern als bleibend zurückgekehrt, und das Erdenleben aufs Neue begonnen hat.

Allein, um alles Andere jetzt zu übergehen, kann man es der Bestimmung des Menschen gemäß finden, daß der, der bereits in die höhere Welt übergegangen war, in die niedere bleibend zurückkehre, oder aus einem Bürger der höheren Welt wieder zum Bürger einer niederen werde? Nur wann die Bestimmung eines Menschen eine außerordentliche ist, kann dieser Einwurf wegfallen. (Disquisitio omnium tam pro immortalitate quam pro mortalitate animi argumentandi generum 1802. Auct. J. F. Abel.) Es gab einige, die selbst schon als Glieder der andern Welt gelebt und gewirkt, und Anschauung dieses ihres Wirkens gehabt zu haben wähnten; allein dieses war Täuschung der Phantasie, mit welcher bisweilen auch Reflexion sich verband, wie z. E. bei einem Unglücklichen, der sich ins Wasser gestürzt hatte, und der, als er nach einiger Betäubung wieder zu sich selbst gekommen war, aber zugleich die fürchterlichsten Schmerzen empfand, jetzt in der Hölle zu seyn und für seine Sünden zu büßen glaubte.

§. 8.

Andere, verzweifelnd, durch sinnliche Anschauung zum Ziel zu gelangen, reden von einer Vernunftanschauung, durch deren Hülfe sie den trostvollen Glauben erhalten; aber der Sinn, in dem man dieses Wort nimmt, ist so verschieden, daß es zu weitläufig seyn würde, jeden einzelnen anzugeben, und zugleich das dagegen Vorgebrachte anzuführen und zu würdigen *). Lieber setzen wir diejenige Anschauungsweise, die am meisten für sich hat, auseinander.

§. 9.

I. Längst schon war ich, und wirkte in einem bestimmten Zeitpunkte a. und war mir dieses Seyns und Wirkens in diesem Zeitpunkte bewußt; auch in dem unmittelbar darauf folgenden Zeitpunkte b. war und wirkte ich, und war mir dieses meines Seyns und Wirkens auch in diesem Zeitpunkte bewußt, indem ich zugleich des erstern a. als des, diesem zweiten b. unmittelbar vorausgegangenen, mich erinnerte; auch im dritten Zeitpunkte c. geschah dasselbe; ich war und wirkte, und war mir dessen bewußt, indem ich zugleich der beiden

*) Siehe die Abhandlung über die Gründe des Glaubens an eine Gottheit im 12ten Stück des Süskindischen Magazins pag. 194, wo gegen die intellektuelle Anschauung des absoluten Identitäts-Systems Einwürfe gemacht werden.

vorausgegangenen Zeitpunkte, und zwar des b. als des unmittelbar, des a., als des vor diesem und also mittelbar Vorausgegangenen mich erinnerte.

So folgte ferner auch auf diesen dritten Zeitpunkt ein vierter d., in welchem ich nicht minder war, wirkte, und dessen bewußt wurde, zugleich aber der vorausgegangenen Zeitpunkte mich erinnerte, und dieselbe auf ähnliche Weise, wie es bisher geschah, an den vierten Zeitpunkt d. anknüpfte.

Und so ging es immer fort von der Zeit an, da ich mich erinnere, bis auf den jetzigen Augenblick; und auch jetzt, im gegenwärtigen Augenblicke, kenne ich keinen Grund des Aufhörens meines Ichs, und wahrhaft gibt es auch keinen solchen, wie in dem ersten Exkurs ausführlich dargethan ist.

II. Nun nimmt man zufolge einer, allgemein statthabenden, Denkweise als künftig noch fortdauernd an, was, so lange man sich erinnert, vorhanden war, und für dessen Aufhören man auch jetzt keinen Grund kennt; dieser Denkweise gemäß bin ich überzeugt, daß auf den heutigen Tag wieder Nacht, auf die Nacht wieder Tag folgen werde; auch bestätigt sich die Richtigkeit dieser Denkweise in allen den Fällen, in denen ich die Erfahrung darüber befragen kann.

III. Da ich also, seit ich mich erinnern kann, nach jedem durchlebten Augenblicke, stets aufs neue wieder fortlebte, auch dieses fühle und erkenne, und überdies

keinen Grund des Aufhörens meines Ichs in den folgenden Augenblicken kenne, so werde ich vermöge dieser Denkweise (I. §. 9. II.) annehmen, daß ich auch nach dem Augenblicke, ich welchem ich jetzt lebe, noch leben werde, und aus dem gleichen Grunde ebenso nach dem, dem jetzigen unmittelbar folgenden, wie nach dem, dem letztern folgenden, und so immerfort, so lange mir kein Grund des Aufhörens bekannt ist. In der That thue ich dieses wirklich; in jedem Augenblick meines Lebens nehme ich an, daß ich auch in dem nächsten, auf diesen folgenden, so wie in dem, dem letztern folgenden, Augenblicke u. s. w. noch leben werde. Wie könnte ich auch ohne diese Ueberzeugung Anstrengungen machen, deren Früchte ich erst in der Zukunft genießen kann; z. E. pflanzen, bauen, studiren u. s. w.? Sogar setze ich dieser Fortdauer keine Grenze, nicht nur, weil ich mir vom Nichtseyn meines Ichs und vom Aufhören desselben keine Vorstellung machen kann, wie ich mir solche vom Nichtseyn und Aufhören einzelner Accidenzien meines Ichs, z. E. meines Schmerzens oder des Anblicks eines Feldes machen kann, sondern auch, weil, und so fern nichts gekannt wird, aus dem auf Aufhören meines Ichs, geschlossen werden müßte. S. Excurs. I.

Bei Gegenständen dieser Art, beim Religiösen überhaupt, kommt nicht blos Vernunft, sondern auch Gefühl und Wille in Thätigkeit. Auch der Glaube an Fortdauer erhält eine mächtige Stütze durch das Seh-

nen meines Herzens nach Fortdauer und ein, auf dieses sich gründendes, Grauen und Entsetzen vor Zernichtung. Ich will, ich kann nicht annehmen, daß ein, auf meine Vernunft und Bestimmung sich gründendes, also ganz vernünftiges Wollen, das Wollen der Fortdauer nebst dem, daraus erzeugten Gefühle im Widerspruche stehe mit dem mir bestimmten Schicksale, oder mit dem, was wirklich ist *).

1) Allein sollte nicht ein Grund des Aufhörens in der Erscheinung des Todes liegen, und deswegen der Glaube an Fortdauer eine entsprechende Beschränkung erhalten, folglich blos Fortdauer bis zum Tode angenommen werden dürfen? Gewiß liegt in der Erscheinung des Todes kein Grund zu der Meinung, daß unser Leben mit dem Tode aufhören werde (Exkurs I.), und schon der kann dieses nicht fürchten, der nicht nur den Gegenstand des inneren Sinnes von dem des äusseren unterscheidet, sondern auch, (bestimmt z. E. durch die Bemerkung, daß gerade bei den größten Zerrüttungen des letztern, der erste öfters in der herrlichsten Thätigkeit sich zeigt) aufs Aufhören der bisherigen Thätigkeit zu schließen sich nicht erlaubt; daher wäre es völlig grundlos, und der oben genannten Denkweise wie unserem Gemüthe entgegen, die Fortdauer blos auf das

*) Dasselbe Resultat wird nachher aus unserem Willen auch erschlossen. (§. 32.)

Erdenleben zu beschränken. Daß jedoch aus leicht erkennbaren Ursachen Mehrere einen Grund des Aufhörens des Ichs in der Erscheinung des Todes zu finden glauben, läßt sich nicht läugnen.

2) Daraus, sagt man ferner, daß, seitdem wir uns erinnern, nach jedem durchlebten Augenblicke, immer wieder ein anderer, und nach diesem wieder ein anderer gefolgt ist, kann man nicht mit Zuversicht schliessen, es werde sich immer so verhalten, besonders, da der Tod eine viel bedeutendere Veränderung ist, als es alle, während des Erdenlebens vorkommenden, Veränderungen sind, auch, was wir nach dem Tode hoffen, nicht bloße Fortsetzung der bisherigen Weise des Erdenlebens, sondern ein verschiedenartiges neues Leben ist.

Ganz läßt sich dieser Einwurf nicht widerlegen, doch wird mit Recht erwiedert, es sey ja nicht allein der Schluß aus der genannten angeführten Erfahrung, auf was der Glaube gebaut werde; auch sey die Zeit des Erdelebens nicht so unbedeutend, und die während desselben vorgegangenen Veränderungen (s. S. 3.) seyen dem Tode nicht so unähnlich. Ueberhaupt aber ist aus dieser ganzen Auseinandersetzung klar, warum, indessen Manche diesem Grund so sehr vertrauen, Andere dieses Vertrauen nicht theilen.

Endlich ist noch die Frage übrig, ob denn der, auf diese Weise entstehende, Glaube wohl auch mit Recht der Anschauung zugeschrieben werde?

Allerdings liegt Selbstbewußtseyn, Anschauung unsers Seyns und Wirkens in den aufeinander gefolgten Momenten nebst Erinnerung zu Grunde, allein dieses genügt doch keineswegs, sondern noch muß die Anwendung der oben angegebenen Denkweise und die Mitwirkung des Gemüths hinzukommen; aber Bewußtseyn dieser Geistes- und Gemüths-Aeußerungen ist nicht gerade nöthig; nur kann man, wo dieses mangelt, keinen Grund seines Glaubens angeben, so stark und fest dieser auch seyn mag.

Uebrigens ist das hieraus Hervorgehende bald bloßes Sehnen oder Fühlen, bald eine, mehr oder minder vollständige, bestimmte, klare und mit mehr oder minder starkem Fürwahrhalten verbundene, Vorstellung. Niemals aber leistet das, auf diesem Wege errungene, Resultat allen Forderungen des Geistes und Gemüthes Genüge, denn, auch abgesehen von den oben angeregten Zweifeln, wird ja z. B. nicht bestimmt, ob ich mit größern oder geringern Kräften, mit oder ohne Persönlichkeit fortdauern werde rc.

Zweite Abtheilung.

Ueberzeugung aus einem Vernunftschlusse.

§. 10.

Schon das im vorherigen §. 9. Bemerkte nöthigt den Denker, den hochwichtigen Gegenstand auch noch

nach jeder andern möglichen Methode zu betrachten, namentlich ihn auch aus Schlüssen der Vernunft zu erforschen; Schlüssen, die theils von dem ausgehen, von dem Seyn und Nichtseyn abhängt, theils von dem, mit dem beides in einer ordnungsvollen Welt übereinstimmen muß. Es bildet sich folgender Vernunftschluß:

§. 11.

I. Gott und seine Gesetze fordern das Angemessenste.

Beginnend mit dem, von dem Seyn und Nichtseyn abhängt, sind wir gewiß, daß er, der Vollkommenste, dasjenige verfügen werde, was nach jeder Rücksicht und im Ganzen das Angemessenste und Beste ist: Fortdauer, wann sie, Nichtfortdauer, wann diese das Angemessenste ist. Da die Gesetze der Welt durch ihren großen Urheber bestimmt sind, und also der Vollkommenheit desselben entsprechen, so wird auch zu Folge der Weltgesetze das Angemessenste statt haben *): Fortdauer, wann sie, Nichtfortdauer wann diese das Angemessenste ist.

---

*) Wer Harmonie in der Welt und in unserer Natur nicht annimmt, der muß selbst die Möglichkeit, Wahrheit zu entdecken, aufgeben, was man doch weder kann noch will. S. Abels philosophische Untersuchungen über den letzten Grund des Glaubens an Gott p. 315. 317.

§. 12.

II. Das Angemessenste ist Fortdauer.

Und nun ist also keine dringendere Frage, als die, ob diese oder jene angemessener sey?

Viele machen es sich hier sehr leicht; ohne einen Grund ihrer Behauptung anzugeben, nehmen sie Fortdauer nicht nur als möglich an, sondern auch als das Angemessenste für alle Lebende, oder doch alle Geister überhaupt, und also auch die Menschen insbesondere; weßwegen sie auch, (ohne erst aus dem Eigenthümlichen dieser die, Möglichkeit und die Angemessenheit der Fortdauer gerade für sie darzuthun) aus dem, das Angemessenste forderndem, Willen Gottes und seinen Gesetzen auf Fortdauer der Menschen zu schließen keinen Anstand nehmen. Allein gar wohl läßt sich denken, daß für eine Klasse von Lebenden oder Geistern, Dauer über eine gewisse Periode hinaus entweder gar nicht möglich, oder doch nicht das Beste und Angemessenste sey, obgleich beides von andern Classen gar wohl behauptet werden kann.

Sicher kann man daher die obige Behauptung: (daß Fortdauer für alle Geister und deßwegen auch für die Menschen möglich und das Angemessenste sey) nicht als erwiesen annehmen, aber eben daher läßt sich auch der Schluß auf Fortdauer der Menschen aus dem Willen Gottes und dem Gesetze seiner Welt nicht ohne vor-

ausgegangene weitere Untersuchungen machen, denn wie? wann für die Menschen-Klasse Fortdauer nicht möglich, oder nicht angemessen wäre, so könnte ja die, das Angemessenste verfügende, Gottheit die höchste Güte, Gerechtigkeit und Weisheit, dieselbe nicht verfügen; wir wären sterblich, ohne, daß der Gottheit ein Vorwurf gemacht werden dürfte. Eben so verhält es sich in Rücksicht auf das Weltgesetz; mag dieses immer das Angemessenste fordern; so lange die Möglichkeit und die Angemessenheit der Fortdauer gerade für die Menschenklasse nicht erwiesen ist, kann aus demselben kein Schluß auf Fortdauer dieser gemacht werden.

Aus diesen Gründen ist unnachlässig, daß, bevor man sich jenen und diesen Schluß gestattet, vor allem erst aus dem Eigenthümlichen der Menschen, ihrer Natur, Bestimmung, Geschichte und ihren Verhältnissen gezeigt werde: „Fortdauer sey gerade für die Menschen-Klasse das Angemessenere, und überdieß nicht unmöglich;" nur erst, wann dieses mit Erfolg geschehen ist, wird dieselbe mit Zuversicht aus dem göttlichen Willen und dem Weltgesetze abgeleitet. Ohnehin wird ja diese Untersuchung schon nach §. 10. erfordert.

1. Capitel.

Daß Fortdauer des Menschen das Angemessenste sey, erweist die Bestimmung des Menschen.

§. 13.

Es ist uns eine große Bestimmung vorgeschrieben, Erreichung größtmöglicher Sittlichkeit mit entsprechender Glückseligkeit. Ist kein Leben nach dem Tode; so ist diese Bestimmung auf den Erdboden eingeschränkt; ist eines, so muß sich dieselbe über die Erde ausdehnen; mag aber dieses oder jenes statt finden, so ist anzunehmen, daß es uns nicht an Merkmalen fehlen werde, das Wahre zu entdecken, indem wir ja, wenn wir es nicht entdecken könnten, auch unsern Lebensplan nicht darnach einzurichten vermöchten; was doch vom Vernünftigen gefordert wird.

Diese kann nicht auf die Erde beschränkt seyn.

§. 14.

In der Idee des höchsten Gutes oder unserer Bestimmung, z. E. in dem Gebote: du sollst gut handeln, du sollst deine Bildung möglichst befördern rc., entdecken wir durchaus nichts, das Beschränkung auf eine bestimmte Zeit enthielte, vielmehr findet man in derselben das Gegentheil.

Gewiß strebt nämlich unser Wille, beides, Sittlichkeit und Glückseligkeit in größtmöglichem Grade, zu

erhalten; denn nothwendig begehrt er von dem, was er seinen Trieben und Gesetzen gemäß, begehren muß, und was also für ihn gut ist, nicht das Geringere, sondern das nach allen Rücksichten, Extension, Intension und Protension Größte. Setzt man demnach irgend einen Zeitpunkt und neben diesem noch einen andern längeren, so müssen wir, als vernünftig wollende, die das größere Gut dem kleineren vorziehen, nothwendig den letzteren vorziehen; und dieses zwar immer, so lange es einen noch längern als den gesetzten gibt, und es kann also unserem vernünftigen Willen zu Erreichung seiner Bestimmung kein Zeitpunkt genügen, der noch länger seyn könnte, nur Ewigkeit genügt ihm. Dasselbe Resultat, das wir unmittelbar daraus, daß das länger dauernde Gute dem kürzer dauernden Guten von Vernünftigen vorgezogen wird, gezogen haben, muß auch deswegen angenommen werden, weil um so größere Ausdehnung und Intension des Guten erwartet werden darf, je länger unser Seyn dauert; nun genügt keine errungene Stufe der Vollkommenheit, daher genügt auch kein Zeitpunkt, der größer seyn könnte.

§. 15.

Sobald Beschränkung auf die Erde angenommen wird, sind daher Widersprüche unvermeidbar.

1) Alsdann fließen aus dem sittlichen Prinzip widersprechende Pflichten.

A, Es gibt Fälle, wo ich entweder mein Leben lassen, oder einen Meineid, ein Unrecht, kurz irgend eine Sünde begehen muß. Ich habe mich z. B. durch wiederholten Eid anheischig gemacht, mein Leben für mein Vaterland aufzuopfern, sobald es das Wohl desselben fordere; nun fordert es dieses; Tausende meiner Mitbürger stehen in Gefahr, Vermögen, Leben, Alles zu verlieren; nur ich, wenn ich, dem Vertrage gemäß, mein Leben aufopfere, kann sie retten; sollte es in diesem Falle nicht Pflicht für mich seyn, sie zu retten, und also mein Leben aufzuopfern? oder: das Wohl der Menschheit wird gefährdet, wenn ich mein Leben nicht aufopfere, es wird befördert, wenn ich dieses thue; sollte mir Pflicht nicht auch hier gebieten, mein Leben aufzuopfern? Kurz die Pflicht, mein Leben hinzugeben, ist in mehreren Fällen unbestreitbar. Ausdrücklich fordert auch Christus die Erfüllung dieser Pflicht von seinen Schülern, Matth. 10. V. 39.

Aber wenn mit dem Leben alles aus ist, dann kann ich diese Pflicht nicht beobachten, ohne daß durch ihre Beobachtung mein Daseyn und also auch das Daseyn meiner Vernunft und meines vernünftigen Willens mit seinen Gesetzen und Zwecken, das höchste Gut und meine Bestimmung, folglich der Grund aller einzelnen Pflichten und dieser Pflicht mein Leben zu lassen, selbst, zernichtet wird, so daß also durch diese Pflichterfüllung sogar auch die Möglichkeit gut zu seyn und gut zu han-

deln auf alle Zukunft aufgehoben wird. Nun sind aber Vernunft, vernünftiger freier Wille, das höchste Gut, unsere Bestimmung, u. dgl. das Höchste, durch welches alles Andere bestimmt werden soll, und welches ebendeswegen in keinem Falle irgend einem Anderen aufgeopfert werden darf: daher kann eine Handlung, durch die unser Leben und mit diesem alles eben Genannte aufgehoben wird, nicht geboten werden. Eine Pflicht, durch deren Erfüllung das Leben, und damit auch alles eben Genannte, das Höchste, der Grund aller Pflichten, und namentlich auch der Grund ihrer selbst aufgehoben würde, enthält offenbaren Widerspruch.

Noch würde ferner unter Voraussetzung der Sterblichkeit eine solche Pflicht gegen ein nothwendiges Naturgesetz, den Glückseligkeitstrieb, dessen zweck- und gesetzmäßige Befriedigung doch ein Theil unserer Bestimmung ist, anstoßen (wir könnten sie ja nicht erfüllen, ohne daß selbst die Möglichkeit je wieder glücklich zu werden, oder nur ein Vergnügen zu genießen, auf ewig dadurch aufgehoben würde); kann aber Vernunft ein Gebot geben, dessen Erfüllung diese Folge unausbleiblich nach sich zieht, und könnte, wenn je auch Vernunft ein solches gäbe, dasselbe von uns beobachtet werden, da man ja, so lange man nicht gegen Vernunft aus toller Leidenschaft handelt, das im Ganzen mindere Glück dem größern Glück, und das im Ganzen größere Unglück dem minderen Unglück nicht vorziehen kann?

Ein neuer Widerspruch entspränge aus den Folgen der Beobachtung und der Verletzung der angegebenen Pflicht: denn der Lohn der Bessern, die die Pflicht erfüllet, wäre Aufhebung des Daseyns und aller seiner Freuden, während die Schlechteren, welche die Pflicht verletzen, desselben noch ferner genießen würden.

Diesem nach dürfen wir also keine solche Pflicht anerkennen, vielmehr muß, der genannten Folgen wegen, Aufopferung des Lebens als pflichtwidrig und dagegen Erhaltung des Lebens als pflichtgemäß, ja, sofern ohne Leben keine Pflicht mehr statt haben kann, als die Pflicht, welche keiner andern aufgeopfert werden darf, betrachtet werden. Aber welche Widersprüche, wenn dieses angenommen wird! Nun wird, was ohne Rücksicht auf Verlust oder Erhaltung des Lebens, blos nach dem Grundsatze der Sittlichkeit betrachtet, unstreitig hohe Pflicht ist, z. E. das Wohl der Menschheit auch mit Aufopferung des Lebens zu befördern, tadelhaft und verdammlich; die Codrus, die Dezius sind Verbrecher, und umgekehrt ist das, was ohne die genannte Rücksicht, blos nach dem Grundsatze der Sittlichkeit betrachtet, im höchsten Grade pflichtwidrig ist, z. E. die Weigerung, das Vaterland, dem geschwornen Eid gemäß, mit Aufopferung des Lebens zu vertheidigen, pflichtmäßig. Nun entstehen ferner mehrere Collisionen, besonders zwischen den berechtigten und denen, von welchen sie die Erfüllung der, ihrem Rechte

entsprechenden Verbindlichkeit fordern, so oft jene die Erhaltung des Lebens, das durch die geforderte Handlung gefährdet wird, nicht berücksichtigen, diese aber von ihr als dem Höchsten ausgehen. Das Vaterland fordert mit Recht, daß du ihm deinen Arm, auch selbst mit Gefahr deines Lebens leihest, und du bist (so fern jedem Recht eine Verbindlichkeit entspricht) dazu verbunden; allein, wie fern du durch Erfüllung dieser Verbindlichkeit dein Leben aussetzest, fällt, deiner Ueberzeugung nach, diese Pflicht weg; Widerstand gegen das Geforderte, meinst du, sey dir durch deine Pflicht selbst geboten.

Ich übergehe, daß es in allen Fällen, da wir nicht wissen, ob eine gewisse Handlung unserm Leben Gefahr drohe oder nicht, ganz ungewiß und zweifelhaft bliebe, ob Pflicht sie fordere oder verbiete. Aber eine andere Folge darf nicht unbemerkt gelassen werden; da nämlich nun zur Beurtheilung der Pflichtmäßigkeit einer Handlung jedesmal auch der Einfluß auf die Erhaltung und Zerstörung des Lebens und folglich auf eine, unser Ich betreffende, Folge der Handlung berücksichtiget werden muß, so werden wir uns bald gewöhnen, bei allem unserem Handeln erst nach den Folgen auf unser Ich ängstlich zu fragen, und durch diese uns zum Handeln bestimmen zu lassen, da doch diejenige Handlung, die, in so fern sie nicht aus Achtung für Sittlichkeit fließt, ohne sittlichen Werth ist. Diesem nach ist, mag

ich in den genannten Fällen eine Pflicht mein Leben zu lassen, annehmen oder nicht, unter Voraussetzung der Sterblichkeit mancher Widerspruch unvermeidbar, und daher bleibt nichts übrig, als eine Voraussetzung aufzugeben, welche ich, ohne in Widersprüche zu fallen, nicht beibehalten kann.

B. Es gibt ferner Pflichten, deren Erfüllung, wenn auch nicht das Leben, doch das Glück dieses irdischen Lebens, und also des ganzen Daseyns entreißt. Ich soll ein Amt antreten, das mir ausgebreitete Gelegenheit, für die Menschen Gutes zu wirken, verschafft, und das kein anderer mit gleichem Erfolge zu versehen vermag, aber ein Amt, das mir, wie ich mit Gewißheit voraussehe, ungezählten Verdruß zuziehen und alle Freuden des Lebens, ja selbst die Empfänglichkeit für Freuden, rauben wird, wogegen ich, wann ich das Amt nicht annehme, ein heiteres frohes Leben noch fernerhin genießen kann. In diesem Falle fordert die Pflicht, das allgemeine Wohl dem Privatwohl vorzuziehen; allein, wenn Sterblichkeit unser Loos ist, so ziehe ich mir durch Befolgung dieser Pflicht im Ganzen meines noch übrigen Daseyns größeres Unglück zu, was zu thun, nach dem oben Auseinandergesetzten, Vernunft mir nicht gebietet, und ich, wenn sie es auch geböte, nicht erfüllen könnte. S. §. 15. Nr. I. A. Ob die Voraussetzung der Sterblichkeit mit der Pflicht gegen Gott bestehe, davon s. §. 15. III. Exkurs III.

II. In andern Fällen ginge bei Voraussetzung der Sterblichkeit wenigstens ein Charakter des Pflichtmäßigen verloren, der in eben denselben bei Voraussetzung der Fortdauer feststeht.

Habe ich mich auch für eine andere Welt zu bilden, so ist nichts von dem, was ich hier an Bildung errungen habe, verloren, und ich kann und werde also, ohne Rücksicht darauf, ob es mir hienieden nützen werde oder nicht, fortfahren, immer weiter und weiter und von jeder Seite mich zu bilden. Auch wenn hienieden gar keine Frucht meiner Anstrengungen sich zeigen sollte, der Blick auf die künftige Welt spornt meine Thätigkeit.

Aber ist kein Leben nach dem Tode, so habe ich hienieden nur für die irdische Bestimmung mich zu bilden, und werde also eine andere, für dieses Erdenleben nicht nöthige, vielleicht nicht einmal angemessene, Bildung mir nicht zu erwerben, vielweniger sie durch Anstrengung und Schmerzen zu erkaufen suchen. Nun lassen sich aber Stufen und Richtungen der Bildung, wie einzelne Handlungen, denken, welche bei Voraussetzung einer gewissen Lebensdauer hienieden heilsam und also zu befördern, ohne diese aber hienieden und also, so lange wir noch existiren, mehr nachtheilig und also nicht zu befördern, sondern zu meiden sind; kann dann in solchen Fällen nicht mit Zuversicht vorausgesehen werden, ob diese, oder jene Voraussetzung Statt haben werde, (oft erfolgt gerade das Gegentheil von dem, was nach

Gesetzen der Wahrscheinlichkeit erwartet worden): so ist man ungewiß und schwankend, ob man die befragte Stufe oder Richtung der Bildung zu erwerben suchen solle oder nicht, was nach §. 19. auch auf Beobachtung der Pflichten sehr nachtheiligen Einfluß hat.

III. Nur, wenn ich aus Achtung für das Sittengesetz oder die Quelle desselben, meine Vernunft, oder den Schöpfer dieser und aller andern Dinge, die Gottheit, handle, ist mein Bestimmungsgrund echt, meine Handlung gut; aber, wird die Achtung für beide erstere noch bestehen können, wenn sie so voll Widersprüche sind; ja wird Achtung und Verehrung selbst, dem Schöpfer noch wie vorher gewidmet werden, wenn dieser nur als Schöpfer eines so unvollkommenen Werkes betrachtet wird?

IV. Jetzt sind auch unsere herrlichsten Ueberzeugungen verloren. Schon die Kürze unseres Daseyns, und die nun viel bedeutendere Abhängigkeit des Ichs vom Körper und äußern Dingen setzen unsere Natur herunter.

Am meisten aber wird sie herunter gesetzt durch die Menge von Widersprüchen, die unter Voraussetzung der Sterblichkeit in unserem Vermögen und ihren edelsten Produkten statt haben. Selbst Sittlichkeit, ohne welche auch Freiheit nicht behauptet werden kann, kann dann so vieler Widersprüche wegen nicht mehr angenommen

werden, und nun ist auch der hohe Vorzug unserer Natur, selbst Zweck zu seyn, nicht mehr. (§. 30.)

Unter Voraussetzung der Sterblichkeit wird der Mensch nie besser, als er am Ende des Erdenlebens war, und wie fern ist er in diesem Augenblicke noch von Vollkommenheit! Nun ist besonders auch unsere Bestimmung eine viel niedrigere und überdieß unerreichbar. (§. 18. ꝛc.)

Ohne Glauben an Sittlichkeit kann auch von moralischer Weltordnung nicht mehr die Rede seyn, und, dieser beraubt, verliert endlich auch der Glaube an die Gottheit seine Stütze. Kurz, der Glaube an ein höheres Uebersinnliches ist nicht mehr haltbar.

§. 16.

Sittlichkeit ist unabweisbare Bedingung der Glückseligkeit, daher ist auch diese mit Voraussetzung der Sterblichkeit nicht vereinbar, und ohnehin kann nun nicht mehr von Harmonie beider miteinander die Rede seyn.

§. 17.

Fest steht also das Resultat: unsere ganze Bestimmung ist mit Voraussetzung der Sterblichkeit nicht vereinbar, und diese muß also, da jene, die aus unserer vernünftig-sinnlichen Natur nothwendig hervorgegangen ist, nicht aufgegeben werden kann, aufgegeben werden.

Dieses muß um so mehr geschehen, da, sobald Fortdauer angenommen wird, alle oben aufgezählten, allein auf Nichtfortdauer gegründeten, Widersprüche sogleich verschwinden.

§. 18.

Beschränkt auf die Erde oder bei Voraussetzung der Sterblichkeit kann unsere Bestimmung niemals realisirt werden.

Eine Bestimmung wird vorgeschrieben, damit sie, so viel als nur immer möglich ist, erreicht, oder ihr gemäß gehandelt werde; werden wir wohl, wenn Sterblichkeit unserer wartet, und jene also auf die Erde beschränkt ist, sie dennoch eben so gut zu erreichen vermögen, als wenn Unsterblichkeit unser Loos ist, und das Fortschreiten keine Grenze hat? Erforschen wir dieses in Beziehung auf alle einzelnen Bestandtheile des höchsten Gutes.

§. 19.

Es darf nicht geläugnet werden, daß ein edles Gemüth, wie das eines Mark Aurels, die Gottheit innigst verehrend, gottgefällig handeln könne, ohne der Fortdauer versichert zu seyn: allein nach der gewohnten Art zu denken des Menschen, ist doch Kürze oder Länge der Zeit, auf die sich seiner Ueberzeugung nach die Fol-

gen seines Handelns ausdehnen, beim sittlichen Handeln gar nicht ohne Einfluß.

Er fühlt sich weniger verpflichtet, sittlich zu seyn und zu handeln, und wird weniger zurückgeschreckt vom Laster und lasterhaften Handlungen, wenn er die Wirkungen und Folgen von beiden nur als kurz dauernd betrachtet, als wenn er sie für ewig dauernd ansehen muß. Weniger Eifer erweist er ferner, wenn er die Wirkungen und Folgen der Erfüllung und Nichterfüllung der Pflichten, wegen der Abhängigkeit von der unbekannten Nähe oder Ferne des Todes gar noch für zweifelhaft und ungewiß hält. (§. 15. II.)

Ohnehin macht Manche die Aussicht, die eindringenden unangenehmen Folgen durch einen Dolchstoß enden zu können, kecker, gegen den Ruf der Pflicht der Neigung zu folgen.

Doch vorzüglich müssen auch die §. 15. auseinandergesetzten Folgen der Voraussetzung der Sterblichkeit in Betracht gezogen werden.

1) Durch diese Voraussetzung kommt nämlich in das sittliche System, wie in die ganze Lehre von unserer Bestimmung, so viel Widersprechendes, daß das Sittengesetz nicht mehr als reell und verpflichtend betrachtet werden kann. Insbesondere kommen nun Pflichten vor, welche gebieten, solche Handlungen vorzunehmen, durch die wir uns, unserer Ueberzeugung nach, unser Daseyn rauben oder doch unser ganzes noch übriges Daseyn

unglücklicher machen. Solche können und werden wir gewiß nicht befolgen; aber dadurch machen wir eine Ausnahme von der Erfüllung des Sittengesetzes, die nicht nur an sich unerlaubt ist, sondern auch nachtheiligen Einfluß auf die Erfüllung unserer übrigen Pflichten hat, denn gewohnt in jenen Fällen durch die Folgen auf unser Ich uns bestimmen zu lassen, lassen wir uns nur zu leicht auch in andern durch sie bestimmen. (§. 15. I. A. B.)

2) Nachtheiligen Einfluß äußert ferner auch die, in Rücksicht auf mehrere einzelne Pflichten nun statt habende, Ungewißheit, das Zweifeln und Schwanken; denn dieses verleitet Manche, die ihnen beschwerliche Pflicht zu umgehen, so wie überhaupt durch Ungewißheit und Zweifel Stärke und Festigkeit des Vorsatzes, und Kraft, Muth und Entschlossenheit in der Ausführung gehemmt wird. (§. 15. II.)

3) Und wie kann nun Achtung für Sittlichkeit und ihre Quelle, Vernunft und Gottheit, der einzige echte Bestimmungsgrund, ferner statt haben? (S. §. 15. III.)

4) Endlich ist jetzt auch die große Stütze, welche die Religion darbietet, verloren, dagegen setzt das, nun nicht zu vermeidende, Bewußtseyn der niedrigen Stufe, auf der unsere Natur steht, Geist und Herz herunter, und hemmt jeden edlern und kühnern Schwung, und wie kann Streben nach Moralität befördert werden, wenn man gar nicht an Freiheit und Zurechnung, an

unsere moralische Bestimmung und ihre Erreichbarkeit, an moralische Weltordnung und einen heiligen und gerechten Richter, kurz an ein Uebersinnliches glaubt?

Während das Sittlichkeits-Prinzip unwirksam ist, wird das Handeln (gehandelt muß doch werden) allein durch Sinnlichkeit bestimmt; diese ist also in steter Aeusserung und Uebung, und wird dadurch immermehr zum vorherrschenden Prinzip.

Nur durch fortgesetztes gutes Handeln wird Fertigkeit in demselben, d. h. Tugend, errungen; mangelt also jenes, so kann auch diese nicht erhalten werden; sondern Sinnlichkeit wird immermehr überwiegendes Prinzip; und da das gute Prinzip doch nie ganz unwirksam werden kann, so kommt überdieß etwas Inkonsequentes, Schwankendes und Unsicheres in den ganzen Charakter.

§. 20.

Nicht undenkbar ist, daß der, Gott ganz Vertrauende, auch ohne daß er der Fortdauer versichert ist, sich beruhigt und der herrlichen Schöpfung Gottes und seines Daseyns froh ist; allein auch im stärksten Gemüth wird doch Schmerz erregt durch die Ueberzeugung von der Sterblichkeit des Menschen, und von dem, was aus dieser folgt, der Niedrigkeit unserer Natur und Verhältnisse, der großen Beschränkung unserer Bestimmung, d. i. unserer Aussicht auf Vervollkommnung und Glück; auch ist sehr schmerzend, die, nun auf so

traurige Weise veränderte Ansicht der Welt, überhaupt (§. 15. — IV. 21. 26.) und ihres Regenten. Und wie, wann mit dem Unglauben Unsittlichkeit verbunden ist, dann ist auch die, von dieser unzertrennbare, Unseligkeit gewiß. Vielleicht aber kann Glückseligkeit auf einem andern Weg erworben werden.

Zurückgeschreckt durch die Unmöglichkeit, Glückseligkeit durch Sittlichkeit zu erhalten, bildet man sich folgenden Weg: höchstes Ziel ist Glückseligkeit, und zwar, da kein Leben nach dem Tode angenommen wird, die, nach Extension, Intension und Protension größt' mögliche, Erdenglückseligkeit. Hiernach ist also auch der Werth jeder einzelnen Handlung, wie des ganzen Charakters eines Menschen und alles dessen, was auf denselben einfließt, besonders aber auch der Werth der Erdenfreuden und Leiden, zu beurtheilen. Alles ist um so schätzenswerther, je mehr die Erdenglückseligkeit dadurch befördert wird, es muß um so mehr verabscheut werden, je mehr diese dadurch gehindert wird.

Dieses System ist jedoch ganz unhaltbar. Im Innersten unseres Wesens ist ein Streben nach dem Höheren, dem Unendlichen; ein Streben, das theils durch Vorstellungen, theils durch Gefühle, und zwar selbst durch entgegengesetzte Vorstellungen und Gefühle, aufgeregt und erhöht wird. Du bist sittlich besser geworden; erhöhte Vollkommenheit und Gefühl und Bewußtseyn derselben belohnen dich und du suchst sie noch mehr zu

erhöhen; du hast dich verschlimmert, das Gefühl und das Bewußtseyn deiner Unvollkommenheit erregt in dir Unseligkeit (Gewissensbisse); du suchst sie zu verbannen durch Entfernung der Unvollkommenheit, durch Besserung. Oder dein Geist ist mehr gebildet worden, ob er wohl immer noch unvollkommen geblieben ist; nun empfindest du die Folgen der Bildung mit Wonne, die der Unvollkommenheit mit Schmerzen, und aus beiden Gründen strebst du den Geist immer noch mehr zu erhöhen.

Aber auch außer diesem ist vieles, das uns über das blos Irdische hinaustreibt; mächtig reizt uns hiezu einerseits die Anschauung des Großen, Grenzenlosen, Unermeßlichen, und zwar sowohl des Körperlichen, z. E. der zahllosen Weltkörper, als des Geistigen, z. B. des Unermeßlichen, Unergründlichen ꝛc., was nicht nur in den Sokraten, Neutonen u. dgl., sondern auch in jedem Kinde liegt, andererseits, die Einsicht und das Gefühl von der Armseligkeit des Erdenlebens, dem Nichts des Erdenglanzes, mit dem sich der nach Höherem strebende Geist nicht begnügen kann. In vielen Menschen kommen noch eigenthümliche Ursachen hinzu, besonders solche, welche Einsicht und Gefühl der Armseligkeit des Erdenlebens ungewöhnlich erhöhen, z. B. Kränklichkeit, schlechte äußere Lage, erfolglose Anstrengung, Uebersättigung u. dgl. Wie tief dieses Streben nach einem Höheren gegründet sey, erhellt schon daraus,

daß nicht selten selbst solche, die in Rücksicht auf Religion als Ungläubige betrachtet werden müssen, dennoch dem Aberglauben und der Schwärmerei sich hingeben. Auch ist der blos an das Irdische Gefesselte, nicht nur der Verachtung Anderer, sondern auch seiner selbst ausgesetzt, ja, man schämt sich gar gewisser, blos sinnlicher oder thierischer, obgleich an sich ganz unschuldiger Handlungen, und Sittsamkeit und Achtung gebietet sie insgeheim zu verrichten; kurz, es ist in uns eine Tendenz zum Höheren, zu Folge der das blos Sinnliche und Irdische uns nicht genügt.

Insbesondere sind es einzelne große Ideen von Gott, von moralischer Weltordnung u. s. w., zu denen sich unsere Natur, unterstützt zugleich durch Mehreres, was außer uns ist, erhebt.

Alles dieses Höhere ist durch ein so niedriges System auf einmal vertilgt, und daher unsere Natur aufs Tiefste erniedrigt; da aber in der That das Höhere nie ganz vertilgt werden kann, so wird vielmehr durch dasselbe, Widerspruch in das Innerste des Gemüths gebracht, wovon dann Unentschlossenheit, Schwanken, Inkonsequenz, und Nichterreichung des Zwecks, nebst manchen, höchst schmerzhaften Gefühlen, unabtreibbare Folgen sind; kurz, dieses System ist widersprechend, unnatürlich und völlig unrichtig. Doch, sehen wir auch von der Unrichtigkeit ab, gewiß kann doch durch Hülfe desselben Glückseligkeit niemals errungen werden.

Vorerst ist klar, daß dasselbe niemals vollständig und konsequent ausgeübt werden kann, theils schon eben, weil es unrichtig ist, theils, weil es in vielen Fällen ungewiß und zweifelhaft bleibt, was wir thun oder lassen sollen; eine Ungewißheit, die dem §. 19. zufolge, Entschluß und Ausführung lähmt. In mehreren Fällen ist die Furcht, den Zweck doch nicht erreichen zu können, so wie die, seinem Leben zu schaden, lähmend, und endlich setzt sich, mit oder ohne unser Bewußtseyn, irgend eine, im Tiefsten unseres Wesens liegende, Ueberzeugung, ein Gefühl oder Bestreben, der Ausführung mancher, nach jenem System vorzunehmender, Handlungen entgegen. So empört sich z. E. ein Gefühl des Mitleidens gegen eine, unsern Vortheil befördernde und also durch dieses System vorgeschriebene, aber andere Menschen, vielleicht Freunde, oder Verwandte, unglücklich machende, Handlung. Sogar ist etwas in uns, das, diesem ganzen niedrigen Systeme widersprechend, seiner Ausübung überhaupt im Wege steht, nämlich der, nie ganz aus Geist und Gemüth vertilgbare, Glaube an ein Höheres überhaupt mit den, ihm entsprechenden, Gefühlen und Neigungen.

Kurz, Keiner ist im Stande, diesem Systeme oder dem vollendeten Epicureismus ganz gemäß zu handeln.

Auch ist's in der That nur allein echte Tugend und Religiosität, verbunden mit Weisheit, durch die jene Seelenstärke erzeugt wird, die uns fähig macht,

gegen die sich entgegensetzenden Vorstellungen, Gefühle und Neigungen stets nur dasjenige zu thun, was die Vernunft zu thun vorschreibt. Aber gerade diese Seelenstärke erwirbt sich der Ungläubige nicht, weil es ihm an den oben genannten dazu erforderten Tugenden mangelt. Doch gesetzt auch, es werde dem System ganz gemäß gehandelt, dennoch sind die Folgen öfters nicht die erwarteten; häufig mißlingt wegen zufälliger, nicht vorauszusehender, Umstände oder Ereignisse das auf's Beste Ueberlegte, und nach jeder Rücksicht als das Zweckmäßigste Erschienene, und ohnehin wird den Vergnügungen, bei deren Erwerbung und Genuß so viel raffinirt wird, Reiz und Lebhaftigkeit geraubt.

Sogar aber ist das System selbst, sowohl wegen seiner Voraussetzung als wegen des widersprechenden Unnatürlichen, Unsicheren und Schwankenden desselben, Quelle der Unlust, einer Unlust, die um so größer seyn muß, weil es gerade das Höhere im Menschen ist, mit welchem es in Widerspruch steht.

Schmerzen erregt die von diesem System nicht trennbare Ueberzeugung von dem Armseligen und Widersprechenden unserer Natur und Bestimmung; mit Gram erfüllt auch die von ihm nicht trennbare Furcht, daß ein eisernes Schicksal über uns gebiete, daß keine Ordnung in der Natur sey, und kein weises und gütiges Wesen an der Spitze der Welt stehe.

Noch größere Schmerzen werden erregt durch den

Widerspruch mit den, des Unglaubens ungeachtet, noch sich regenden, höheren Gefühlen und Bestrebungen, und besonders den, durch diese bestimmten, Handlungen; oft entsteht nämlich ein Kampf des Höheren und Niederen mit einander, ein Kampf, der nicht selten durch's ganze Leben fortläuft, und Unentschlossenheit, Hin- und Herschwanken, Ungleichförmigkeit und Widerspruch im Handeln zu traurige Folgen hat. Vorzügliche Quellen von Schmerzen sind dann die Niederlagen, welche bald dieses bald jenes Prinzip leidet, aber selbst auch der Sieg wird Quelle der Schmerzen, dann, wann das Untergelegene nachher aufs Neue die Oberhand erhält, in welchem Falle der Gedanke an die früher vorgezogene Handlungsweise Reue, Selbstanklage und Unzufriedenheit mit sich zur Folge hat. So werden, wann, nach früher erfolgtem, Siege des Niedern und der Niederlage des höheren Prinzips dieses späterhin aufs Neue mächtiger geworden ist, Gewissensbisse erzeugt, aber auch, wenn zufolge des Siegs des höheren Prinzips eine Handlung, von der man Vortheile erwarten konnte, unterlassen worden ist, nun aber das niedere Prinzip aufs Neue herrscht, wird über den, durch Unterlassung jener Handlung zugezogenen, Verlust geklagt, und schmerzliche Reue empfunden.

Endlich sind ohnehin so viele andere Ursachen der Unlust, die auch bey der strengsten Befolgung des Systems nicht vermieden werden können. Sie liegen in:

1) der Abhängigkeit vom Aeußern; ein Pesthauch, ein Ziegel, der vom Dache fällt, zerstört das Leben und alles Glück desselben auf immer.

2) Ein noch traurigerer Grund ist in unserer Unvollkommenheit und in unsern Fehlern zu suchen. Ja, bisweilen werden unter der Voraussetzung der Sterblichkeit sogar Fortschritte in der Erkenntniß, wie z. E. die erlangte Kenntniß des Nichtseyns nach dem Tode, Quelle der Unlust.

Diesem Allem nach kann bei Voraussetzung der Sterblichkeit auch Glückseligkeit nicht soweit erworben werden, als es der vernünftige Wille will.

§. 21.

Endlich laufen unter dieser Voraussetzung Sittlichkeit und Glückseligkeit nicht gleich.

Schon mit der Vorstellung der Sittlichkeit, noch mehr aber mit Ausübung derselben und der, von dieser vorausgesetzten, Seelen-Stimmung sind vielerlei Freuden verbunden. Namentlich sind Selbstachtung, Zufriedenheit mit sich, Bewußtseyn des Glückes würdig zu seyn, und Hoffnung desselben, wie Achtung und Liebe der Bessern verknüpft, und endlich werden einzelne Tugenden, z. E. Liebe, Großmuth, u. dgl. noch von eigenen Freuden begleitet. Alle diese Freuden haben überdieß den Vorzug, daß sie das Herz auch allen andern edlen Vergnügungen öffnen und diese erhöhen und veredlen.

Ueberdieß wird der, durch diese Freuden Beglückte, vielweniger von der Furcht zukünftiger Uebel gequält, wirklich vorhandene Uebel trägt er leichter, und endlich entgeht er denjenigen Uebeln, welche in Andern aus solchen Unvollkommenheiten, Mängeln und Fehlern entspringen, die er selbst sich nicht vorzuwerfen hat. Allein, sollen so herrliche Gefühle entstehen, so ist vor allem nöthig, daß Sittlichkeit, und ihre Quelle, Vernunft, in den Augen des Handelnden nichts von ihrem Werthe verloren haben; was doch, wenn Sterblichkeit angenommen wird, zufolge der obigen Auseinandersetzungen, unvermeidlich ist; ferner darf die Empfänglichkeit für Freuden, die oft gerade der Bessere nicht besitzt, nicht mangeln. Und wo ist eine Tugend ganz rein? Macht sich nicht auch der Bessere mancher Vergehungen schuldig, und gerade er fühlt dann mehr als Andere, die das Laster und das lasterhafte Handeln verfolgenden Schmerzen. Doch lassen wir auch alles dieses bei Seite; gewiß hat auch die Tugend selbst hienieden ihre Schmerzen. In der That entspringen solche öfters aus den Mitteln ihrer Erwerbung, z. E. durch Ausrottung und Bekämpfung geliebter Neigungen, aus den Mitteln ihrer Erhaltung, durch Besiegung der stets wiederkehrenden bösen Neigungen, aus dem Mangel der Gelegenheit, das mühsam Errungene nun auch anzuwenden und zu benutzen, aus der, mit Schmerzen und Nachtheilen oder Gefahren verknüpften,

Anwendung, und endlich aus dem Mißlingen der, aus der edelsten Absicht und mit größter Anstrengung unternommenen Plane. Oefters entstehen wenigstens manche einzelne unangenehme Folgen, theils innere, wie z. E. aus dem Gedanken, durch das gute Handeln einem Freunde wehe gethan zu haben, theils äußere, Neid, Haß, Verläumdung und Verfolgung durch Andere. Gesetzt aber auch, daß nichts von allem diesem erfolge, wie oft rafft ein früher Tod den Guten weg, ehe er die Früchte seiner Arbeit zu genießen vermochte? Endlich hängt Erdenglück nicht blos vom sittlichen Handeln, sondern auch von manchem andern, das der Bessere nicht gerade in reicherem Maaße besitzt, z. E. Gesundheit, Umgebungen u. dgl. ab. Wird man nach allem diesem noch behaupten können, daß Sittlichkeit und Glück hienieden gleich laufen?

Sehr auffallend ist das Gegentheil dieser Behauptung in einzelnen besondern Fällen, wie z. B. wenn die Tugend noch unreif ist. Ein Lasterhafter lebte ungestört durch Gewissensvorwürfe im Schooße der Wollust; auf einmal hat er sich entschlossen, dem Laster zu entsagen, ohne daß er jedoch die böse Neigung auszurotten schon vermocht hat; nun liegt er daher in stetem Kampf und, bald Sieger bald Besiegter, ist er unaufhörlichen Martern ausgesetzt, während ihm wegen seiner eigenthümlichen Gemüthsbeschaffenheit und der Mangelhaftigkeit seiner Tugend vielleicht nicht einmal das,

aus dem Bewußtseyn, gut gehandelt zu haben, fließende Vergnügen zu Theil wird, kurz er ist jetzt besser, aber keineswegs glücklicher als im erstern Zustande.

Ein Anderer weihte sich, ohne für die Bildung seines Geistes und Herzens zu sorgen, blos dem Vergnügen; nachher ist ihm Wahrheit wichtig geworden, er suchte sie, aber versank in marternde Religions-Zweifel; auch er ist besser, aber wahrlich nicht glücklicher geworden. Setzen wir nun, diese Menschen seyen während des letztern Zustandes gestorben, kann man behaupten, daß ihre Glückseligkeit mit ihrer Sittlichkeit, und zwar ganz verhältnißmäßig, fortgeschritten sey?

Das, aus diesen Untersuchungen hervorgehende, Resultat wird noch auffallender, wann wir den Lebensgang zweier Menschen in dieser Rücksicht miteinander vergleichen. Nehmen wir nämlich beide als gleich tugendhaft an, so sind doch Erwerbung, Erhaltung und Anwendung der Tugend nicht für beide gleich schwer und schmerzhaft gewesen, und wenn auch dieses alles gleich war, ja überdieß auch die gebotenen Handlungen die gleichen waren und mit gleicher Treue ausgeführt wurden, wie verschieden ist doch oft der Erfolg? Dem Einen gelingt, was dem Andern mißlang, der Eine empfindet angenehme, der Andere unangenehme Folgen davon; Jenen rafft der Tod vor dem gegönnten Genusse seiner Thaten weg; Dieser genießt sie lange und ungestört; endlich wird der Eine mehr als der Andere

durch das, was außer der Moralität das Glück des Lebens bestimmt, begünstigt.

Indem wir aber aus allen diesen Gründen überzeugt sind, Sittlichkeit und Glückseligkeit laufen hienieden nicht gleich, bestreiten wir dadurch keineswegs die Behauptung: „der Tugendhafte sey schon hienieden minder unglücklich, als er, wenn er lasterhaft wäre, unter gleichen Umständen seyn würde."

§. 22.

Sicher kann diesemnach, wenn unsere Bestimmung und Daseyn auf die Erde beschränkt ist, kein Theil jener erreicht werden.

In der That kann auch dieses Resultat Keinem unerwartet seyn, der die §. 36. geschilderten Vermögen und außer diesen die Verhältnisse kennt, in welchen sich der Mensch hienieden befindet, und von welchen mehrere so beschaffen sind, daß die Erreichung unserer Bestimmung auf den Erdboden durch sie eher gehemmt, als befördert wird.

§. 23.

W o h l a b e r i s t u n s e r e B e s t i m m u n g, u n t e r V o r a u s s e t z u n g i h r e r N i c h t b e s c h r ä n k u n g o d e r d e r U n s t e r b l i c h k e i t, s c h o n h i e n i e d e n s o w e i t e r r e i c h b a r, a l s e s V e r n u n f t u n d v e r n ü n f t i g e r W i l l e f o r d e r t.

Wenn es aber nun auch gewiß ist, daß unsere Bestimmung, unter Voraussetzung ihrer Beschränkung auf die Erde oder der Sterblichkeit, nicht erreicht werden könne, kann sie denn unter Voraussetzung der Nichtbeschränkung auf die Erde oder der ewigen Fortdauer erreicht werden?

§. 24.

Glaube an ewige Fortdauer macht freilich noch nicht tugendhaft, allein, sollte derselbe ohne Einfluß auf Tugend seyn? Es ist schon höchst wichtig, daß das, was unter Voraussetzung der Sterblichkeit so hemmend ist, nun nicht mehr im Wege steht.

Aber auch außerdem ist nun vieles, durch das Sittlichkeit vielmehr begünstigt als gehemmt wird.

Stete Beschäftigung mit kleinlichen irdischen Gegenständen erzeugt allmählich eine gewisse Kälte und Enge der ganzen Seele, man sinkt immer mehr zum Gemeinen und Niedrigen herunter, aber sobald der Gedanke der Ewigkeit nebst den großen, mit ihm verknüpften Ideen, z. E. von Gott, dem unermeßlichen Geisterreiche ꝛc. aufgeregt ist, beginnt hohe Begeisterung, fröhliche Erhebung und Richtung der Seele auf's Höhere und Höchste, wir leben gleichsam in einer höheren Region, athmen höhere reinere Lüfte; sollten wir während solchen Zustandes nicht größern Eifer für das Gute, und größere Kraft und höheren Muth fühlen, und also

zum sittlichen Handeln fähiger und geneigter seyn? Kurz, schon diese allgemeinen Betrachtungen erweisen, wie sehr der Glaube an Fortdauer das Fortschreiten in der Sittlichkeit begünstige; doch stellen wir, um keinen Zweifel übrig zu lassen, die Handlungsweise oder den Lebensplan des konsequent denkenden und handelnden Glaubenden bestimmt, obwohl kurz dar.

Der Glaubende, sich betrachtend als ein Wesen, das ewig zu leben bestimmt ist, und diese Erdenperiode zugleich zur Vorbereitung auf künftige höhere Perioden benutzen soll, auch stets den Gedanken festhaltend, daß zwar sein Erdenleben nur kurz dauere, aber die Folgen seines Thuns und Lassens auf Ewigkeit sich ausdehnen; macht Bildung für die Ewigkeit durch Weisheit und Tugend zum höchsten Zweck und Gegenstand seines Handelns. Was in ihm, was außer ihm ist, was er thut, und was er leidet, alles benutzt er, um sich zum würdigen Gliede einer höhern Welt, oder für die Ewigkeit zu bilden; nichts verabscheut, nichts flieht er so angstvoll, als Vernachlässigung oder Befleckung seiner unsterblichen Seele, wodurch sie für die höhere Welt unfähiger würde.

Diese Ansicht und Handlungsweise darf ihn zwar nicht von der Beschäftigung mit dem Gegenwärtigen abhalten; angemessene Beschäftigung mit diesem, die treue Erfüllung des Berufes, ist die beste Vorbereitung für die Ewigkeit. Allein dadurch, daß er mit so gros-

sem Eifer für seine Bildung für die Ewigkeit Sorge trägt, geht doch eine bedeutende Veränderung in Rücksicht auf seine Anhänglichkeit an das Irdische vor.

Ich werde sterben, so denkt er, vielleicht bald, nach Monaten, nach Jahren, und verschwunden sind dann alle Erdenfreuden, wie alle Erdenleiden, und nichts bleibt davon übrig, als die guten oder schlechten Fertigkeiten, die ich durch dieselben erhalten habe, und deren Folgen sich auf Ewigkeiten ausdehnen. Diese ihm stets gegenwärtigen Ueberzeugungen und Vorstellungen geben seiner Anhänglichkeit an das Irdische Mäßigung, angemessene Richtung, und angemessenes Verhältniß; das Vergängliche wird dem Unvergänglichen untergeordnet. Namentlich erlaubt er sich, die Erdenfreuden nicht überschätzend, obwohl auch nicht verachtend, nur diejenigen unter denselben, die mit der Bildung für die Ewigkeit bestehen; diese aber genießt er auf solche Weise, daß Seele und Körper keinen Schaden, sondern vielmehr, wo es nur möglich ist, Vortheile erhalten, und daß namentlich Einsichten, Fertigkeiten, Tugenden, die das Glück des künftigen Lebens erhöhen, dadurch erworben und also Früchte für die Ewigkeit getragen werden; dagegen sind ihm die Erdenfreuden, wie ihre Mittel, Reichthum, Ehre rc. sogleich Gegenstände des Abscheues, sobald sie unmoralisch sind, oder Unmoralität erzeugen.

Nach dergleichen Grundsätzen und Gesinnungen ver-

meidet er zwar das Leiden mit seinen Ursachen, jedoch nur wenn und so weit Vernunft und Pflicht ihm dieses gestatten; wenn und wo aber diese es nicht gestatten, oder die unbezwingbare Macht der Natur ein Leiden ihm auflegt, da benützt er dasselbe möglichst zu seiner Besserung, und auch das größte Leiden ist ihm willkommen, wenn und so weit es seine Bildung für die Ewigkeit befördert. Aus allen diesen Gründen ist Sinnlichkeit nun überhaupt nicht mehr so furchtbarer Gegner; im großen Kampfe der Pflicht und der Neigung erringt jene leichter den Sieg, Tugend wird immer mehr herrschend.

Noch besonders aber fließt der Glaube an Unsterblichkeit, auf Erfüllung der einzelnen Arten von Pflichten wohlthätig ein.

Gegen den Unendlichen herrscht jetzt, da die Voraussetzung der Unsterblichkeit alle Zweifel gegen die Güte, Gerechtigkeit und Weisheit des Allerhöchsten mit einemmale auflöst, volles Vertrauen, Ehrfurcht und Liebe, von welchen sofort Gehorsam oder Befolgung des heiligen Willens unmittelbare Folge ist.

Da der Glaubige in jedem Menschen, auch dem Niedrigsten, einen Unsterblichen erblickt, der, wenn auch hienieden noch wenig vervollkommnet, vielleicht vielmehr verdorben ist, doch einst in höhere Welten zu höherer Vollkommenheit sich erheben kann, so ist ihm alles, was Mensch heißt, höchst wichtig. Nun scheut

er sich, auch den Unbedeutendsten zu beleidigen, oder gar — die höchste aller Beleidigungen — ihm Aergerniß zu geben, oder zum Bösen ihn zu verführen. Selbst den Verdorbenen, den Bösewicht, stößt er nicht zurück, vielmehr ist er, voll Achtung für die unsterbliche Natur des Menschen, stets eifrigst bemüht, alle seine Brüder, so weit es in seiner Macht steht, zu veredlen und zu beglücken.

Endlich werden auch die Pflichten gegen sich selbst mehr beobachtet, wenn man sich als unsterblich betrachtet, und seine hohe Würde fühlt, denn, da Hang nach Genuß der Erdenfreuden und der Abscheu gegen Erdenleiden es vorzüglich sind, die zu Verletzung der Pflichten gegen sich selbst reizen, beide aber nun in den Grenzen der Mäßigung, und in angemessenen Verhältnissen bleiben: so ist schon deswegen die Gefahr, zu Verletzung der Pflichten gegen sich selbst hingerissen zu werden, geringer, und ohnehin schützen erhöhte Gottes- und Menschen-Liebe dagegen.

Kann nach allem diesem bezweifelt werden, daß Sittlichkeit durch den Glauben begünstigt und von dem Glaubenden schon hier ein höherer Grad erreicht werde? Zwar ist der Grad, den wir hier erreichen können, immer noch sehr beschränkt, aber ein höherer wird wenigstens vorbereitet und einst auch erreicht werden können. Sogar ist dem Fortschreiten keine Grenze gesetzt.

§. 25.

Glückseligkeit wird unter dieser Voraussetzung schon deswegen in höherem Grade erreicht, weil der Bessere auch der Glücklichere ist; der Glaube aber auf Besserung so mächtig einfließt. Doch sehen wir auch hiervon ab: welcher Gewinn ist es schon für den Glaubenden, daß alle jene, aus Annahme der Sterblichkeit und dessen, was daraus folgt, fließende Schmerzen für ihn nicht vorhanden sind, wogegen ihm vielmehr die Ueberzeugungen von der Ewigkeit unseres Daseyns und der Freuden desselben, von der Erreichbarkeit und Hoheit unserer Bestimmung, von der Hoheit unserer Natur, und der seligen Verbindung mit Gott und der ganzen unermeßlichen Geisterwelt, vorzüglich aber das, diesen Ueberzeugungen gemäße, Handeln, die edelste Lust gewähren.

Unter den Erdenfreuden werden die, über das Grab uns begleitenden, durch den Gedanken, daß sie ewig dauern werden, erhöht; sind dieselben aber auch nicht aus dieser Classe, so ist dennoch der Gedanke an ihren Verlust durch den Tod minder schmerzhaft, theils, weil ihr Werth in unseren Augen nun sehr vermindert ist, theils, weil wir gewiß sind, daß höhere Freuden an ihre Stelle treten werden. Indem die Summe der Freuden so sehr erhöht wird, wird die Summe der Leiden desto mehr vermindert, denn wir tragen alle Trübsale des Lebens leichter, wenn wir wis-

sen, daß sie bald enden, und mit Freuden in einem anderen Leben vertauscht werden werden.

Besonders ist Leiden wegen guter Handlungen eine um so reichere Quelle des Glücks, da jede gute Handlung Früchte trägt durch Ewigkeiten. Endlich erhält aus allen diesen Gründen der Glaubende überhaupt mehr Zufriedenheit und Frohsinn, so, daß selbst irdische Geschäfte von ihm mit mehr Munterkeit und Erfolg verrichtet werden. Mit Zuversicht läßt sich daher behaupten, daß durch Voraussetzung der Unsterblichkeit auch Erdenglück mehr begünstiget und in höherem Grade erreicht werde. Zwar ist unser Glück, so lange wir auf der Erde wandeln, noch immer sehr beschränkt, allein es wird doch eine höhere Stufe vorbereitet, und wenn es nur an uns selbst nicht fehlt, künftig auch erreicht werden; auch dem Fortschreiten in der Glückseligkeit ist keine Grenze gesetzt.

§. 26.

Endlich muß zwar zugestanden werden, daß auch, wenn Fortdauer nach dem Tode statt hat, Sittlichkeit und Glückseligkeit auf dem Erdboden doch nicht gleichlaufen; allein unter solcher Voraussetzung wird dieses auch nicht erfordert.

§. 27.
Resultat im Ganzen.

Ueberhaupt geht demnach aus allen bisherigen Untersuchungen folgendes Resultat hervor. Unter Voraus-

setzung der Beschränkung unserer Bestimmung auf den Erdboden, und also der Sterblichkeit, kann jene hienieden nicht, und also niemals erreicht werden; dagegen wird sie, wofern keine solche Einschränkung statt hat, schon hienieden im höheren Grade erreicht, ein noch höherer Grad wird vorbereitet, und wir werden, wofern es nur nicht an uns selbst fehlt, einst dort stets zu noch höheren fortschreiten, kurz, schon hienieden wird unsere Bestimmung so weit erreicht, als Vernunft und vernünftiger Wille fordern.

§. 28.

Betrachten wir nun aber auch nach der Geschichte, ob am Ende des Erdenlebens ein Plan ausgeführt sey oder nicht.

Noch sind die Anlagen nicht völlig entwickelt, noch der Gebrauch erlangter Fertigkeiten nicht erschöpft (§. 40 — 41). Schon deswegen können wir den Plan nicht als ausgeführt und vollendet betrachten. Ferner: Ohne alles Wachsthum verläßt zwar keiner die Erde, denn, wenn er nur menschlich gefühlt oder vorgestellt hat, so bleibt dieses wenigstens nicht ohne alle Folgen. Und wie groß sind die Fortschritte, die die Fenelon, die Newton u. s. w. während ihres Ganges durch das Erdenleben gemacht haben? Aber sehr unvollkommen ist dennoch noch jeder Sterbliche am Ende seines Lebens, und gerade die Weisesten und Besten erkennen

und beklagen am allermeisten ihre Unvollkommenheit; und was müssen wir von der gemeinen oder gewöhnlichen, was gar von der verdorbenen Klasse der Menschen sagen? sind ja so viele in Rücksicht auf das Wichtigste, den Willen, verschlimmert; sie begannen mit Unschuld und enden mit Verkehrtheit. In Rücksicht auf das Gefühlsvermögen ist in Manchem verbotene Sinnlichkeit herrschend geworden, oder Uebersättigung zeugte Gefühllosigkeit. Endlich ist öfters auch der Geist durch verkehrte Richtung oder Irrthümer verdorben.

Unter diesen Verirrten sind mehrere, die auch sterbend nicht einmal das Armselige und Schreckliche ihres Zustandes kennen, ihn beklagen, und sich zu bessern den Vorsatz fassen, indessen doch in Andern Erkenntniß ihres unvollkommenen Zustandes, Gefühl desselben oder selbst auch Vorsatz sich zu bessern, mit oder ohne Erfolg zu Stande gekommen ist. Ueberhaupt hat alles bisher Angeführte in verschiedenem Grade Statt, und höchst verschieden ist also auch die Stufe der Unvollkommenheit oder Vollkommenheit, mit der die Menschen diese Erde verlassen.

Dasselbe gilt von dem andern Bestandtheil des höchsten Gutes. Etwas Vergnügen hat wohl Jeder genossen, aber wer kann sich rühmen von Schmerz und Leiden frei geblieben oder so glücklich gewesen zu seyn, als sein Herz es fordert und seine Vernunft nicht miß-

billiget. Viele glaubten sich mehr unglücklich als glücklich im Ganzen, Viele fühlten sich, wenigstens von einem gewissen Zeitpunkt an, mehr unglücklich als glücklich. Große Verschiedenheit herrscht auch hier. Endlich sind auch nicht wenige Fälle, in denen, so weit man es zu beurtheilen vermag, Glück und Unglück gewiß nicht gleich liefen. Kurz, auch zufolge der Geschichte ist am Ende des Erdenlebens kein Theil unserer Bestimmung erreicht; hierzu kommt noch eine andere Betrachtung: Vergleichen wir das Leben mehrerer Menschen miteinander, so finden wir eine große Verschiedenheit in den Schicksalen derselben, können aber von dieser keinen Grund angeben, was, wofern ein Plan vollendet wäre, und wir diesen überdieß übersehen könnten, unfehlbar gelingen würde, daher stimmt auch diese Thatsache mehr mit der Voraussetzung überein: daß kein Plan des Lebens vollendet sey, obwohl allerdings zugestanden werden muß, daß, wenn zwar ein Plan wirklich vollendet wäre, derselbe aber nicht von uns nach allen Theilen und allen seinen Verhältnissen übersehen werden könnte, Auffindung der Gründe der Verschiedenheit uns auch nicht gelingen würde.

Endlich stimmt mit den Resultaten aller dieser Untersuchungen auch die Thatsache überein, daß selbst in dem Sterbenden noch Sehnsucht nach weiterer Vervollkommnung seines Zustandes oder weiterer Erreichung seiner Bestimmung bemerkt wird; kurz, auch die Ge-

schichte bestätigt, was wir oben aus Gründen abgeleitet haben.

2. Capitel.

Untersuchung der Zweckmäßigkeit der Fortdauer aus der Beschaffenheit unserer einzelnen Vermögen und der Causalität und Substantialität des Menschen überhaupt.

§. 29.

Unstreitig ist es nicht minder wichtig zu wissen, ob Voraussetzung der Fortdauer oder der Nichtfortdauer mit dem Vermögen unserer Seele mehr übereinstimme? Diese Untersuchung steht mit der vorigen in engem Zusammenhange; denn um zweckmäßig zu seyn, muß die uns angewiesene, Bestimmung aus unserem Vermögen hervorgehen, und, um jene erreichen zu können, müssen diese eine hierzu fähig machende Beschaffenheit haben; beide müssen also in soweit mit einander übereinstimmen, und ist daher unsere Bestimmung nicht vereinbar mit Sterblichkeit, sondern nur mit Unsterblichkeit, so ist zum voraus zu erwarten, daß auch unsere Vermögen nur mit dieser, nicht auch mit jener vereinbar seyn werden. Indessen ist es dennoch zweckmäßig, auch unsere Vermögen in dieser Rücksicht besonders zu erforschen.

§. 30.

Wenn wir sterblich sind, wird 1) der Inhalt unserer gesetzmäßig angewendeten Vermögen unfehlbar zu diesem

Resultate führen, und dieses — d. i. der Glaube an Sterblichkeit — wird, wie alles, was nach Gesetzen aus ihm folgt, natürlich, consequent, dauernd, allen gesetzmäßig Denkenden gemein und bildend seyn.

2) Auch wird mittelst eben dieser gesetz- und zweckmäßig angewandten Vermögen unsere Bestimmung schon hienieden erreicht werden.

3) Aber Vermögen oder Bestimmungen derselben, durch welche irdische Zwecke nur gehemmt werden, sind nun nicht zu erwarten, eben so wenig als solche, welche hienieden ganz unbenutzt bleiben oder überhaupt unnütz seyn würden.

Ist hingegen Fortdauer unser Loos, so werden 1) unsere Vermögen uns über die Erde hinaus auf ein Ausser- und Ueberirdisches führen, und dieser Glaube mit seinen Folgen wird natürlich, consequent, unerschütterlich, allen gesetzmäßig Denkenden gemein und bildend seyn. 2) Ferner wird durch ihre zweck- und gesetzmäßige Anwendung unsere Bestimmung so weit, als Vernunft es fordert, schon hienieden erreicht, ein höherer Grad aber vorbereitet werden. 3) Vermögen und Bestimmungen derselben durch die irdischen Zwecke im Ganzen mehr gehemmt, sind nun nichts Unerwartetes, eben so wenig 4) als solche, die hienieden unbenutzt bleiben, oder für das Erdenleben unnütz sind. Wie finden wir uns nun nach diesen Rücksichten?

Erstes Merkmal.

Unsere Vermögen fordern Fortdauer.

A. Zufolge seiner vernünftigen sinnlichen Natur ist der Mensch selbst Zweck, nicht bloßes Mittel, sollte also Sterblichkeit sein Loos seyn, so könnte ihm dieses Loos nicht wegen Anderer, Gottes, der Welt, oder anderer Weltweisen zugewiesen seyn, sondern es müßte um seiner selbst, und zwar da diese das Höchste ist, dem alles Andere, ihn betreffende, untergeordnet seyn muß, um seiner Bestimmung willen geschehen, d. h. seine Sittlichkeit und verhältnißmäßige Glückseligkeit müßte dadurch gefährdet werden. Aber sollten diese gefährdet werden, wenn den Sokrates, den Antoninen, den Fenelon, Daseyn noch nach ihrem Tode gewährt würde, und sollte dieser zu befürchtende Nachtheil so groß seyn, daß derselbe nur durch Vertilgung der Trefflichen aus der Reihe der Wesen entfernt werden könnte?

§. 31.

Insbesondere fordert die Vernunft Fortdauer.

Nach dem bereits Erörterten und künftig noch weiter zu Erörternden wird Fortdauer durch unsere Vernunft insbesondere gefordert; auch ist der Glaube daran natürlich, konsequent, dauernd, allgemein, und die Vernunft, ihn festhaltend, wird erhöht, indem zugleich auch alle übrigen Vermögen dadurch gewinnen. (S. die That-

sache nebst den obigen Untersuchungen über die Erreichbarkeit unserer Bestimmung auf dem Erdboden. (S. 1.)

§. 32.

Ebenso der Wille.

Sittlichkeit und Glückseligkeit in größt möglichem Grade begehrend, begehren wir auch die größtmögliche protensive Größe derselben, und daher auch größtmögliche Dauer des Daseyns und also Fortdauer nach dem Tode; dieses Begehren wird auch erregt durch den Drang, Tugend und Glückseligkeit übereinstimmend zu finden: ich besiegte meine Leidenschaften, Achtung für Pflicht bestimmte meine Handlungen, allein Verfolgung und Unglück war mein Loos; wird man mir es verargen, wenn ich sehnsuchtsvoll nach einer andern Welt hinblicke, in welcher Tugend nicht mehr unglücklich ist? Ich sah den Brutus einem Octavian unterliegen, und lebhaft erwachte in mir der Wunsch, daß die hienieden unterdrückte Tugend wenigstens in einer andern Welt obsiegen möge. Endlich haben auch die einzelnen, aus ursprünglichen Trieben stammenden, Neigungen den gleichen Wunsch nach Fortdauer zur Folge.

Ausgezeichnet ist in dieser Rücksicht die Liebe. Nichts ist dem Liebenden unerträglicher, als der Gedanke, daß eine Zeit kommen könnte, wo er die jetzt so heiß Geliebten nicht mehr lieben werde, von ihnen nicht mehr geliebt werden werde; und nichts vermag

daher die, durch den Tod getrennte, Liebe zu trösten, als allein die Hoffnung des Wiedersehens in einer bessern Welt, die deßwegen Gegenstand des höchsten Wunsches ist. Auch durch äußere Verhältnisse wird der Wunsch des Herzens nach Fortdauer befördert, und zwar sowohl durch solche, in die die Natur Alle gesetzt hat, wie z. E. das Nichtbefriedigende des Erdenlebens, als durch solche, in welche nur Einzelne gelangen, z. E. der Tod einer geliebten Person, oder ein Leben voll Leiden, oder doch ohne Freuden, ohne Hoffnung, ja ohne Wunsch für die Erde.

Nur der Gefühllose oder in Sinnlichkeit Versunkene bekümmert sich wenig um eine künftige Welt, und der seiner Lasterhaftigkeit Bewußte bebt vor ihr zurück. Dieses, aus unserer Bestimmung unhintertreibbar hervorgehende Wollen der Fortdauer ist natürlich, konsequent, bildend. Es erregt entsprechende Gefühle, und befördert den Glauben an Fortdauer; auch ist es am Ende des Erdenlebens noch übrig. Sollte diesem Wollen kein Gegenstand entsprechen, so wäre ein, durch die Natur unseres vernünftig-sinnlichen Willens, oder unserer Bestimmung begründetes Wollen, im Widerspruche mit der Natur der Dinge, oder unserem wirklichen Schicksale, und wir würden demnach, daraus schliessend, oder dem, daraus entstandenen Glauben gemäß handelnd, in lauter Widersprüche und Verirrungen uns verlieren, und zwar, da das Sehnen nach Fortdauer

in den höheren Naturen am stärksten und wirksamsten ist, während diese jenen Verirrungen am meisten Preis gegeben. Man ist um so mehr berechtigt, aus dem Wollen der Fortdauer diesen Schluß zu ziehen, da am Ende unserer Laufbahn alles das statt findet, was §. 27. 40. 44. 46. geschildert wird.

§. 33.

Das Gefühlsvermögen.

Schon die bloße Vorstellung der Ewigkeit erzeugt entsprechende Gefühle, und noch mehrere und stärkere die Ueberzeugung von der Wahrheit derselben. Nicht minder weckt solche auch das Sehnen nach Fortdauer; die stärksten aber werden erregt durch die, aus jener Ueberzeugung und dieser Sehnsucht entsprungenen, Handlungen.

Diese Gefühle sind überhaupt angenehm, natürlich, konsequent, dauernd, bildend, und in den höheren Naturen am stärksten, wogegen die, aus der entgegengesetzten Voraussetzung fließenden Gefühle, die entgegengesetzten Eigenschaften haben.

In so weit stimmt auch unser Gefühls-Vermögen mehr mit Fortdauer zusammen.

§. 34.

Und die Harmonie der Vermögen.

Endlich müßte ohne Annahme der Fortdauer die Harmonie unserer Vermögen aufgegeben werden.

Ist Sterblichkeit unser Loos, so kommt Vernunft, die nun, um richig zu urtheilen, gegen Fortdauer entscheiden muß, in Widerspruch mit dem Willen, wiefern in diesem ein unaustilgbares Verlangen nach Fortdauer und überirdischen Gütern herrscht, ein Verlangen, das durch die §. 32. auseinandergesetzten Eigenschaften, sich so sehr auszeichnet.

Nicht minder kommt sie in Widerspruch mit dem Gefühlsvermögen, wie fern nun die Gefühle, die aus der wahren Ueberzeugung und dem ihr gemäßen Wollen und Handeln fließen, unangenehm, unnatürlich und inkonsequent sind, und das Gefühlsvermögen erniedrigen und verkehren, wogegen die, welche aus der unrichtigen Vorstellung, dem Glauben an Fortdauer und dem diesem gemäßen Wollen und Handeln fließen, durch die entgegengesetzten Eigenschaften sich auszeichnen.

Ueberhaupt erhellt aus dem bisher Ausgeführten, daß, wenn Sterblichkeit unser Loos ist, dasjenige unter unsern Vermögen, dessen Aeusserung dieser Voraussetzung gemäß ist, in Widerspruch geräth mit den übrigen Vermögen, so weit diese für Fortdauer streiten; äußern sich aber alle, derselben traurigen Voraussetzung gemäß, so fallen zwar diese Widersprüche der verschiedenen Vermögen untereinander weg; allein dagegen enthält nun jedes einzelne Vermögen Widersprüche in sich, da ja zufolge des Obigen, in jedem mehreres entdeckt wird, das für Fortdauer entscheidet.

Nimmt man Fortdauer an, so ist sogleich jede Disharmonie verschwunden.

§. 35.

Zweites Merkmal.

Ohne Fortdauer reichen unsere Vermögen nicht zu, unsere Bestimmung schon hienieden zu erreichen.

Anbelangend das zweite Merkmal, so ist aus dem, im 1. Cap. Ausgeführten, klar, daß bei Voraussetzung der Unsterblichkeit unsere Vermögen zureichen, die, uns vorgeschriebene, Bestimmung, so weit als Vernunft schon hier es fordert, schon hier zu erreichen, aber sicher kann dieses, sobald man Sterblichkeit annimmt, nicht mehr behauptet werden.

§. 36.

Ueberhaupt sind unsere Anlagen und Kräfte nicht so groß, und die Verhältnisse nicht so begünstigend, als erfordert würde, um in der kurzen Zeit des Erdenlebens unsere Bestimmung so weit erreichen zu können, als Vernunft und vernünftiger Wille es fordern. Es ist dieses um so weniger anzunehmen, da von der kurzen Periode, in der uns zu leben vergönnt ist, schon der Schlaf so viele Zeit wegnimmt, und überdieß so viele Zeit und Kraft auf Dinge verwendet werden muß, durch welche die Erreichung unserer Bestimmung, so weit wir einsehen, eher gehindert, als befördert wird. Der Arme,

der nur durch die größte Anstrengung des Hungers sich erwehren kann, wie viele Kraft und Zeit verzehrt er, um die Erhaltung eines mühseligen Daseyns auf kurze Zeit zu gewinnen? Ohnehin opfern wir nur zu viele Zeit Zeitvertreiben und Vergnügungen auf, die uns von dem Ziele mehr entfernen, als ihm näher bringen. Destinemur, sagt Burnet, in hac vita nugis et occupatiunculis, quae nec decent nec replent animum rationalem. Cap. 1. Doch erforschen wir unsere einzelne Vermögen in dieser Rücksicht.

§. 37.

Offenbar ist, wenn Einerseits Sittlichkeit mit entsprechender Glückseligkeit als unsere Bestimmung angenommen, Andererseits aber Fortdauer nach dem Tode geläugnet wird, unsere Vernunft ganz unzureichend und unfähig, die Erreichung unserer Bestimmung zu bewirken. Wie wenig dann durch ihre Hülfe die Sittlichkeit erreicht werde, geht aus den obigen Untersuchungen hervor, vermöge welcher sie bei Voraussetzung der Sterblichkeit, im sittlichen System so viele Widersprüche auffindet. (§. 1. 14. I—IV.) Oder soll die Glückseligkeit durch sie erworben werden?

I. Findet Vernunft die Wahrheit, so ist diese nicht immer angenehm, denn oft fordert sie, daß wir geliebte Neigungen aus dem Herzen reißen, dem Theuersten entsagen, und Schmerzhaftes frei übernehmen. Befolgst

du dann, was Vernunft fordert, so ziehst du dir durch die hierdurch verursachte Anstrengung, so wie durch die Folgen mancher Handlungen, große Schmerzen zu; befolgst du es nicht, so erwarten dich die größten aller Schmerzen, die Gewissensbisse. Aber auch schon manche bloß theoretische Wahrheiten, erregen Schmerzen, vor Allem, die Entdeckung unserer Unvollkommenheit, Schwäche und Abhängigkeit, und besonders ist auch die Gewißheit des Todes, dem nach diesem System kein anderes Leben folgt, ꝛc. Quelle unzähligen Kummers.

II. Oft ist die Vernunft unfähig, die Wahrheit zu finden, dann stürzt uns schon Ungewißheit, Zweifel und Schwanken in Kummer.

Noch nachtheiligere Folgen aber haben die Irrthümer, sowohl die bloß theoretischen, als vorzüglich die praktischen, d. h. diejenigen, die die Zwecke unseres Lebens, und die Mittel sie zu erreichen, zum Gegenstande haben: denn solche verleiten zu Bedürfnissen, Neigungen und Zwecken, die überhaupt, oder doch unter den vorhandenen Umständen ganz unangemessen sind, und daher sicher Reue und Nachtheil zuziehen. Alsdann verführen sie zum Gebrauch unangemessener Mittel, der das Mißlingen zur Folge hat, und endlich erzeugen sie häufig auch träumerische Hoffnungen, deren Richtigkeit dann nachher nicht ohne Schmerz entdeckt wird, wie unnöthige, die Erreichung des Zwecks eher hindernde Sorgen. Aber selbst auch, wenn Gelingen oder Mißlingen, bereits entschie-

den ist, wirken Irrthümer doch nachtheilig ein; man wähnt z. E. des Gelingens wegen verläumdet zu werden, und verbittert sich hierdurch die Freude an demselben, oder man schreibt das, durch die Lage der Umstände erzeugte, Mißlingen sich selbst zu, und vermehrt dadurch die Schmerzen.

„In der That finden wir," sagt Kant, „daß, je mehr eine cultivirte Vernunft sich mit der Absicht auf den Genuß des Lebens und der Glückseligkeit abgiebt, desto weiter der Mensch von der wahren Zufriedenheit abkomme, woraus bei vielen, und zwar den Versuchtesten im Gebrauche derselben, wenn sie nur aufrichtig genug sind, es zu gestehen, ein gewisser Grad von Misologie, d. i. Haß der Vernunft entspringt, weil sie nach dem Ueberschlage alles Vortheils, den sie, ich will nicht sagen von der Erfindung aller Künste des gemeinen Luxus, sondern sogar von den Wissenschaften (die ihnen am Ende auch ein Luxus des Verstandes zu seyn scheinen) ziehen, dennoch finden, daß sie sich in der That nur mehr Mühseligkeit auf den Hals gezogen u. s. w." Wie viel glücklicher ist bei den Meisten das Alter des Unverstandes, die Kindheit! Zwar gewährt auch die Vernunft manches Vergnügen, das kein Instinkt zu geben vermag, allein, wie viel fällt davon weg, wenn kein Leben nach dem Tode ist, und also auch die oben aufgezählten Widersprüche nicht vermieden werden können. Sogar kann nun nicht behauptet werden, daß den, auf das Erdenleben

beschränkten, Menschen Vernunft eben so glücklich machen könne, als ein sicherleitender Instinkt ihn machen würde.

§. 38.

Eben so wenig kann unter Voraussetzung der Sterblichkeit Glückseligkeit durch ein Willensvermögen erreicht werden, das Ewigkeit und die Freuden derselben aufs Sehnlichste begehrt, aber dadurch, daß ihm diese verweigert werden, Quelle unzählicher Schmerzen wird. Auch Sittlichkeit wird nun durch den Willen vielmehr gehemmt als befördert, in wie fern theils solche Schmerzen und der durch sie entstehende Gemüthszustand hemmend aufs Sittliche einfließt, theils in wie fern die Vorstellung einer Weltordnung oder eines Welturhebers, der ein unvertilgbares Verlangen nach Fortdauer in uns gelegt hat, und diese uns doch verweigert, mehr geeignet ist, Sittlichkeit zu hemmen als zu befördern. Das, was die Sittlichkeit sonst am meisten begünstigt, der Gedanke an Gott und seine Weltordnung, steht ihr jetzt hemmend entgegen.

§. 39.

Wenn der Wille nach Fortdauer sich sehnt, die Vernunft aber die Nichterfüllung dieses Sehnens behauptet, und dem Geiste vorhält, so müssen schmerzhafte Gefühle erregt werden, und es wird auch der, im vorigen §. angegebene Zustand des Gemüthes entspringen, was

nach dem eben daselbst Angeführten sehr nachtheilig auch auf die Sittlichkeit einwirkt; in so fern ist auch das Gefühlsvermögen nicht so beschaffen, daß wir mittelst desselben unsere Bestimmung schon hienieden zu erreichen hoffen könnten.

§. 40.

Drittes Merkmal.

Im Erdenleben ist mehreres, irdische Zwecke Hemmendes.

Gehen wir zum dritten Merkmale über.

Wir besitzen das Vermögen, uns und Anderen den Tod zu geben; aber welcher Gebrauch, der so oft von diesem Vermögen gemacht wird! In einem Anfalle von Unmuth, Raserei oder Verzweiflung raubt sich so mancher Unglückliche das Leben und mit demselben jedes Gute, dessen er hienieden noch fähig gewesen wäre, ja unter der angenommenen Voraussetzung, das Daseyn überhaupt. Ein Ehrsüchtiger, ein Eroberer, ein Timur entreißt Tausenden Leben und Daseyn; sollte ein solches Vermögen so schwachen und verkehrten Wesen verliehen, nicht für unsere Zwecke mehr hemmend seyn? Gewiß sind wenigstens die Vortheile, daß man durch dieses Mittel Schmerzen oder Gefahren sich entziehen, oder gefährliche Menschen aus dem Wege räumen kann, mit den angeführten Nachtheilen nicht in Vergleichung zu

setzen. Nicht minder sind nun auch einige Resultate unserer, obgleich gesetzmäßig angewandten Vermögen für irdische Zwecke mehr hemmend.

Zufolge der Eigenthümlichkeit unseres Geistes und Gemüthes verlangen wir nach einem Höheren und Dauernderen, als dieses Irdische ist, §. 20; strengen wir nun, dasselbe zu erringen, unsere Kräfte an, so ist diese Anstrengung ohne Erfolg, und eben deswegen Quelle sehr lebhaften Mißvergnügens; unterlassen wir aber, aus irgend einem Grunde, solche Anstrengungen, so werden wir doch wenigstens durch Nichterreichung dessen, nach dem wir so eifrig verlangen, in Kummer versetzt, kurz unter Voraussetzung der Sterblichkeit hat ein auffallendes Mißverhältniß statt zwischen der Erhabenheit unserer Triebe und der Niedrigkeit unserer Bestimmung, ein Mißverhältniß, das Quelle vieler Verirrungen im Denken und Handeln wie vielen Elendes werden muß.

Nicht minder gehören in diese Classe mehrere von unseren, auf den Tod sich beziehenden, Kenntnisse. Zwar hat die Erkenntniß, daß wir sterben werden, einige nicht verkennbare Vortheile; der Lebensplan wird zweckmäßiger, man meidet das, das Leben Bedrohende, und genießt die Freuden des Lebens, wie das Leben überhaupt mit mehr Vorsicht; dem, der kein Glück mehr hofft, sondern nur Unglück voraussieht, ist Gewißheit des Todes sogar tröstend; allein von der andern Seite erregt schon der Gedanke an diesen Furcht und Schau-

der, er verbittert jede Freude und lähmt den Eifer, weitaussehende, besonders auch die Selbstbildung betreffende, Plane zu machen und durchzusetzen. Zwar entstehen jene unangenehmen Gefühle auch dann, wenn man ein Leben nach dem Tode annimmt; allein nun werden sie durch die Aussicht, statt derselben einst höhere Freuden zu erhalten, sehr vermindert, wo nicht gar vertilgt und in Freude verwandelt, und überhaupt ist unter der Voraussetzung der Fortdauer, das Wissen, daß wir sterben werden, sehr zweckmäßig und von sehr wohlthätigen Folgen begleitet; vorzüglich aber ist die, unter Voraussetzung der Sterblichkeit, durch richtige Anwendung unseres Erkenntnißvermögens erworbene und ganz richtige Ueberzeugung, vom Nichtseyn nach dem Tode, von vielen oben schon aufgezählten, traurigen Folgen begleitet. „Ich bin ein altes Gerippe," sagte, dieses voraussetzend, der große Friedrich, „das man bald auf den Schindanger werfen wird." Da Keiner Gewißheit erhalten kann, er werde nach dem Tode nicht mehr leben, so ist diese Ueberzeugung nicht einmal sicher und fest, und Unsicherheit und Schwanken vermehrt die Nachtheile.

§. 41.

Ohne Fortdauer ist vieles unbenutzt und unnütz.

Wir eilen zum letzten Merkmale. Unsere Anlagen sind am Ende des Erdenlebens noch nicht vollständig entwickelt; kein Mensch genoß der möglich besten Erziehung,

keiner entwickelte also alle in ihm schlummernde Anlagen ganz. Aber gesetzt, daß er auch die bestmögliche Erziehung genossen, so ist er doch nicht alles geworden, was er seinen Anlagen nach werden konnte, denn entweder bildete er gewisse Richtungen, z. E. den Witz, vorzüglich aus, dann blieben andere, z. B. Gefühls-Vermögen, mehr zurück, oder er bildete alle Kräfte harmonisch aus, dann ist er zwar im Ganzen vorzüglicher, als der erstere, aber in der That ist nun keine einzelne Kraft oder Richtung bis zu dem höchsten Grade, dessen sie fähig war, emporgewachsen. Doch gesetzt auch, die Neutone, oder Leibnize, haben das höchstmögliche Ziel erreicht, kann man eben dieses von dem gewöhnlichen Haufen behaupten? Ja kann man es auch von denen darthun, die durch verkehrte oder versäumte Erziehung, durch unangemessene Organisation oder Krankheiten in ihrer Entwicklung gehemmt wurden, oder endlich von Kindern, die in den ersten Tagen oder Jahren des Lebens wieder gestorben sind? Unsere Behauptung wird bestätigt durch gewisse ausserordentliche Erscheinungen, da nämlich einzelne Menschen vor ihrem Tode wegen der Art ihrer Krankheit oder irgend einer andern Ursache, einen Grad der Geisteskräfte gezeigt haben, von dem während ihres gesunden Zustandes Niemand etwas ahnete, und von dem auch, wenn nicht vor ihrem Tode dieser ausserordentliche Zustand eingetreten wäre, Niemand jemals etwas geahndet hätte.

Sollten diese Anlagen stets unentwickelt, also unbenutzt bleiben? Man kann dieses um so weniger annehmen, da nach Uebungen eines ganzen Lebens die Fähigkeit, sie zu entwickeln, viel größer ist, als jemals; auch ist das Streben darnach dringender. Mein Geist, durch Schätze von Kenntnissen bereichert, und im Besitze mancher errungenen Fertigkeiten, strebt jetzt nur um so eifriger, weiter fortzuschreiten; manche der erhaltenen Kenntnisse sind überdieß so beschaffen, daß sie zur Erlangung noch größerer Kenntnisse und besonders zur Vervollständigung der bereits erlangten auffordern. Selbst Zweifel, Verkehrtheit und Irrthümer reizen öfters nur noch mehr zur Erforschung der Wahrheit.

Auf gleiche Weise ist, nachdem mein Gefühl durch ein ganzes Menschenleben geübt und erhöht worden ist, auch das Streben nach Gefühlen und nach Bildung des Gefühlsvermögens größer als jemals.

Ich genoß besonders einst hohe und selige Gefühle, große unnennbare Entzückungen, von denen ich mir jetzt kaum noch eine Vorstellung machen kann; sie sind nicht mehr, aber nur um so eifriger ist mein Bestreben, solche auch künftig noch zu erhalten.

Endlich strebt vorzüglich auch der Wille des von der Erde Scheidenden theils durch sein bisheriges gutes Handeln und das Gefühl der herrlichen Folgen davon, theils aber auch durch das Gefühl seiner Unvollkommen-

heiten und der Folgen dieser angefeuert, nach Fortsetzung edler Handlungen und weiterer Veredlung.

Zu dieser Beobachtung kommt noch eine zweite: Oft sind die Vorbereitungen schon gemacht, alles ist aufgewendet, um die Anlagen zu weiterer Entwickelung zu bringen, und vielleicht mußten auch schmerzhafte Mittel dazu gebraucht werden; kann alles das umsonst aufgewandt seyn? Z. B. Ein bisher Lasterhafter hat Leiden, die ihm die Vorsehung zugeschickt, benutzend, den Entschluß gefaßt, Sinnlichkeit der Sittlichkeit unterzuordnen, schon begann er sich diesem Vorsatze gemäß anzustrengen, der beste Erfolg ließ sich hoffen, aber der Tod trat dazwischen, und alle Vorbereitungen, Anstalten und Leiden sind nun vergebens verschwendet.

Die Einwürfe, welche gegen das Gesetz gemacht werden, daß jedes Geschöpf bestimmt sey, das zu werden, wozu es Anlagen erhalten hat, widerlegt Bretschneider in dem Handbuche der Dogmatik II. Th. p. 343 — 345.

§. 42.

Doch die Entwickelung habe nicht gefehlt, herrliche Fertigkeiten seyen entstanden, gewiß waren dieselben doch im Augenblick des Todes nicht so vollständig benutzt, daß sie nun nicht weiter benutzt werden konnten; vielmehr hätte noch vieles, sehr vieles durch sie bewirkt

werden können, wenn nicht der Tod auf einmal ein Ende gemacht hätte.

Das hierdurch Verlorne betrifft erst den Verstorbenen selbst; noch viele herrliche Geistes-Produkte, noch viele edle Handlungen hätten von ihm hervorgebracht werden, noch unzählige entzückende Gefühle ihn beglücken können. Manches betrifft Andere, denn viel leistet der edle Mensch auch für Andere. Ein Socrates streut Samen aus, der noch nach Jahrtausenden Früchte trägt. Ja vielleicht ist die Wirksamkeit nicht einmal auf den Erdboden beschränkt, vielleicht wirken wir auch auf andere Klassen von Geistern, wenigstens als Gegenstände ihrer Beobachtung oder ihrer Wirksamkeit, vielleicht auch noch auf irgend andere, uns unbekannte Weisen. Gewiß wird wenigstens mittelst des Zusammenhangs dessen, auf was die Seele unmittelbar einwirkt, mit vielem Anderem, und des Letzteren wieder mit Anderem 2c., sowie mittelst des Zusammenhangs des Gegenwärtigen mit dem zunächst Folgenden und des Letztern mit dem ihm Folgenden u. s. w. das mögliche Einwirken eines edlen Geistes auf die Welt grenzenlos. Wenn erworbene Fertigkeiten nicht so weit, als es möglich ist, benutzt würden, müßte dieses um so mehr beklagt werden, da mehrere unter denselben blos aus Achtung für Pflicht, und mittelst großer Aufopferungen errungen, und dennoch hienieden, nicht benutzt, vielleicht gar nachtheilig geworden sind,

wie z. B. halbe Aufklärung, einseitig verfeinerter Geschmack ꝛc.

§. 43.

Ferguson zählt in der Schrift: ausführliche Darstellung der Gründe der Moral und Politik §. 556. mehrere Kenntnisse auf, die nach seiner Meinung für den bloßen Erdenbürger ohne Nutzen seyn würden. Vorzüglich aber würden, wofern wir nicht fortdauerten, auch manche einzelnen Gefühle, Bestrebungen und Vorsätze ganz ohne Nutzen seyn, wie z. E. die dem Tode unmittelbar vorausgehenden, oder ihn begleitenden Schmerzen.

§. 44.

Im Embryo ist mehreres, was auf seinen Zustand im Mutterleibe keine Beziehung zu haben scheint, aber diese unnütz scheinenden Theile sind Veranstaltungen der Natur für eine künftige Bahn des Lebens, Vorbedeutungen seiner künftigen Bestimmung. Sollte nicht auch das, was wir Unnützes für das Erdenleben in uns finden, Veranstaltung für eine künftige Lebensbahn und Vorbedeutung derselben seyn?

§. 45.

Ueberhaupt geht demnach aus Untersuchung unserer Vermögen dasselbe Resultat hervor, das aus Untersuchung unserer Bestimmung hervorging. Auch unsere Ver-

mögen sind nicht so beschaffen, wie sie, wenn Sterblichkeit unser Loos wäre, beschaffen seyn sollten, sondern so, wie sie bei Voraussetzung der Fortdauer zweckmäßig sind.

§. 46.

Auch die Einfachheit der Seele ist für Fortdauer.

Noch ist übrig zu erforschen, ob nicht auch aus Betrachtung der, die Vermögen enthaltenden, Substanz sich ein Schluß ziehen lasse.

I. Mittelst meines Selbstbewußtseyns finde ich mein Ich, oder das, meine geistigen Aeußerungen enthaltende Subjekt nur als Eines a., nicht als Zwey oder Drei b. c., kurz als einfach. (s. Exkurs 11.)

II. Daher kann ich nicht aufhören, wie mein Körper aufhört, durch Aufhebung bisheriger Verbindungen der Theile, sondern allein durch Zernichtung des Einen.

III. Nun gelingt es zwar nicht, diese als unmöglich darzuthun (die Gründe einiger Metaphysiker z. E. Maiers vom Zustande der Seele nach dem Tode 50 — 65. oder Mendelssohns im Phaedon 65. u. a. sind keineswegs überzeugend), allein, da ich unter den, jeden Augenblick wiederholten, Trennungen und Abwechslungen der Verbindungen doch keine Zernichtung auch nur eines einzigen der verbunden gewesenen und nun getrennten, Theilchen entdecke, und meine Natur mit sich bringt, daß ich Fortdauer dessen annehme, was, so lange ich

mich erinnere, vorhanden war und für dessen Aufhören ich auch jetzt keinen Grund kenne, so nehme ich Fortdauer meines Ichs mit eben der Zuversicht an, mit der ich die Fortdauer der, in Auflösung übergegangenen, Theile meines Körpers, z. B. der Erde oder Oeltheilchen annehme; Fortdauer ist in einem, wie in dem andern Falle, das nach den Gesetzen meines Denkens zu Erwartende, das Naturgemäße. Aber, wendet man ein, gewiß kann doch der Urheber des Daseyns dieses auch wieder aufheben; allerdings kann er dieses, aber daraus folgt nicht, daß er es auch wirklich thut. Vielmehr kann ich mit Zuversicht behaupten, daß er es nicht thut, da Gott meine Zernichtung nicht will. Mir ist freylich der Beweis der Fortdauer aus dem Willen Gottes ein eigener, für sich bestehender, zu dem ich der Voraussetzung der Einfachheit der Seele gar nicht bedarf, so daß also jene ohne diese feststeht.

IV. Seyn läßt sich nicht denken ohne Causalität, Causalität nicht ohne Wirken und Wirkung, wären sie ja sonst völlig unnütz; gewiß wird daher auch das Ich nach dem Tode noch wirken, und diese Wirkung wird, da wir alle in unserem Ich wahrgenommenen Erscheinungen einer vernünftig sinnlichen Causalität zuschreiben, Aeusserung dieser seyn; allein freilich sind wir hierdurch noch nicht beruhigt, denn wohl könnte dieses Wirken so schwach oder von solcher Art und Richtung seyn, daß es gar kein Interesse für uns hätte, vielleicht gar

Gegenstand des Abscheues wäre. Durch den Tod sind die bisher günstigen Verhältnisse verloren gegangen, wer bürgt uns dafür, daß wir statt derselben andere nicht minder günstige erhalten werden? Allein da zu Folge vieler, Cap. 3. §. 50. angeführten, Erscheinungen die Seele gerade zu der Zeit, da sie vom Körper mehr entbunden ist, in ungewöhnlich großer Thätigkeit seyn kann, so ist man wenigstens nicht genöthigt, anzunehmen, daß die vollständige Entbindung der Seele vom Körper, oder der Tod, so traurige Folgen nach sich ziehen werde. Noch mehr: unsere Bestimmung fordert, daß wir ohne Aufhören wachsen; auch sind in dem, ins andere Leben Uebergehenden, noch so viele unentwickelte Anlagen, welche solches nicht nur möglich machen, sondern auch fordern s. §. 40., und endlich ist auch in dem, der durch ein ganzes Menschenleben hindurch gewachsen ist, wie die Fähigkeit dazu, so auch das Streben nach weiterem Wachsen beym Sterben noch immer vorhanden, und sogar größer als jemals (§. 40.). Sollte, was wir zufolge der Gesetze der Weltordnung und unserer Bestimmung thun *sollen*, und was wir überdieß auch *wollen*, doch nicht zu Stande kommen, *weil es die Natur an angemessenen Verhältnissen* fehlen lassen? Gewiß kann dieses in einer zweckmäßig eingerichteten Welt nicht befürchtet werden, sondern wir dürfen getrost erwarten, die Seele werde nach dem Tode in diejenigen Verhältnisse gelangen, die für ihre nun-

mehrige Beschaffenheit, d. h. die erlangte höhere Stufe der Kräfte und ihre neue Bestimmung (zu noch höheren Stufen fortzuschreiten) die angemessensten sind.

Freilich sind jene Annahmen, auf die wir uns hierbei stützen, keine andere, als solche, die wir bereits zu Bildung des bisher aufgeforschten Glaubens-Grundes benutzt haben, und in soweit nichts Neues; allein, das Resultat, das hier zunächst erzielt wird, ist doch ein anderes, denn hier sucht man zunächst nur das zu zeigen, daß die, bereits als fortdauernd und fortwirkend angenommene, Seele nach dem Tode nicht in ungünstige, sondern in günstige, d. h. ihr fortschreitend befördernde Verhältnisse kommen werde, und dieses Resultat wird auch durch die Analogie begünstigt; denn haben wir nicht in Allem, dem selbstständigen Erdenleben vorausgegangenen, Perioden, wie in diesem selbst, jedesmal diejenigen Verhältnisse erhalten, die für den dermaligen Zustand die angemessensten waren?

Wenn der Körper verweset, treten alle Theile des aufgelösten Körpers, die Wassertheilchen, die Erdtheilchen u. s. w. in diejenigen Orte und Verbindungen, die im Ganzen die angemessensten sind; sollte das Edelste, was wir hienieden kennen, die Menschen-Seele, allein dessen, was jenen zu Theil wird, sich nicht zu erfreuen haben?

3. Capitel.

Untersuchung aus der Geschichte.

§. 47.

Die Geschichte kann in der Beziehung, von der hier die Rede ist, nicht so viel Aufschluß geben, als die Untersuchung unserer Bestimmung und unserer Vermögen gewährte; indessen ist es dennoch wichtig, auch sie in dieser Beziehung zu erforschen.

In der Geschichte unseres Lebens ist vieles, was beitrug, diejenige Aeusserung und Entwicklung unserer Vermögen zu befördern, durch die das Resultat: es gibt eine Fortdauer, erzielt wird. Schon insofern stimmt sie mit dieser überein, aber auch außerdem gewährt die Geschichte Einiges, aus dem geschlossen werden kann, ob Fortdauer nach dem Tode unserer warte, oder nicht.

§. 48.

Von der Entstehung des Ichs kann nur das wiederholt werden, was so eben (§. 46.) erörtert worden ist. Mehr schließen wir aus dem, was die Beobachtung von unserer Geburt lehrt.

Schon vor der Empfängniß war ein körperliches, eine Flüssigkeit, im weiblichen Körper vorhanden; dieselbe wurde mittelst der Befruchtung mit dem männlichen Saamen vereinigt, und da mittelst jener überdieß

das Vereinigte in den, zur Ausbildung des Embryons angemessensten, Ort des weiblichen Körpers gekommen, so begann das Embryonen=Leben; aber auch diese Periode hörte auf, ein selbstständiger Erdenbürger trat hervor und wuchs vom Kinde bis zum Greisen, bis der Tod der bisherigen Laufbahn ein Ende macht. Sollte nun alles Leben überhaupt aufhören? Einige finden schon darin einen Grund zur Verneinung dieser Behauptung, daß, da schon vor Bildung des Embryons ein Körperliches vorhanden gewesen, man um so weniger Ursache habe, anzunehmen, daß der Tod durchaus alles Körperliche von der Seele trennen und diese nun ganz ohne ein, ihre Aeusserung Begünstigendes, Verbundenes seyn werde. Aber auch wer so zu schließen nicht wagt, macht wenigstens diesen Schluß: Schon einigemal haben die vorigen Verhältnisse aufgehört; an die Stelle derselben aber traten jedesmal neue, für eine höhere Stufe der Seelenthätigkeit angemessene, Verhältnisse und mit diesen auch höhere Seelenäußerungen; sollten nicht auch, wenn diese gegenwärtig vorhandenen Verhältnisse aufhören, d. h. wann wir sterben werden, abermals neue, für eine höhere Stufe angemessene, Verhältnisse und mit diesen höhere Geistesthätigkeiten eintreten? oder sollte man vielmehr annehmen müssen, daß, was früher, nach dem Aufhören niedrigerer Stufen statt fand, nach dem Aufhören der höheren, nicht statt haben werde? S. Bretschneiders Handbuch der Dogmatik II. Th. 352.

Da indessen der früheren Fälle nur wenige waren, und diese überdieß nicht ganz dieselben mit dem jetzigen sind, auch der analogische Beweis überhaupt nur auf Wahrscheinlichkeit Anspruch machen kann, so ist auch hier nicht mehr zu erwarten; aber unstreitig ist doch diese Analogie mehr für als gegen Fortdauer.

§. 49.

Zu was das Bewußtseyn der bisherigen Fortdauer führe, ist in der ersten Abtheilung auseinandergesetzt worden.

§. 50.

Während des Erdenlebens kommen einige, dem Tode ähnliche, aber die Hoffnung bestärkende, Erscheinungen vor.

Im Schlaf ist die gewöhnliche Thätigkeit unserer Seele gehemmt, der Schlaf hört auf, und größere Thätigkeit und neue Kraft folgt auf diese Hemmung; freudevoll erwarte ich daher, daß auch auf den Todesschlaf eine größere Thätigkeit folgen werde. Freylich hatte während des Schlafs das Erdenleben nicht aufgehört, und das, zu diesem nöthige Werkzeug wurde, statt zerstört zu werden, durch den Schlaf eher mehr hergestellt; auch ist, was auf diesen folgt, nur Thätigkeit in ein und derselben Periode, Fortsetzung der vorigen Art des Lebens; wogegen im Tode das bisherige Werkzeug des

Erdenlebens zerstört wird, und eine neue Periode, eine von der bisherigen verschiedene, Art des Lebens beginnen soll. Allein, wenn gleich dieser Unterschied zwischen beiden genannten Erscheinungen nicht zu mißkennen ist, so ist doch auch hier die Analogie wenigstens eher für, als gegen Fortdauer. Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. 1. Th. p. 298—99.

Außerdem ist die Erscheinung des Schlafes für den Gegenstand dieser Untersuchung auch von einer andern Seite wichtig, indem er zum Beispiele dient, die Seele könne, während sie vom Körper mehr entbunden scheint, sogar eine größere, als die gewöhnliche, Thätigkeit äußern; vermag man ja bisweilen während des Schlafes oder im Traume zu thun, was man während des Wachens nicht vermocht hatte, z. E. ein Problem aufzulösen, welches der Wachende nicht auflösen konnte. Von einer andern Seite ist der Schlaf §. 36. betrachtet worden.

Noch gibt es aber auch außerordentliche Zustände im menschlichen Leben, während welcher die Seele vom Körper mehr oder weniger entbunden erscheint, aber dennoch ungewöhnliche Geistes- und Gemüthsäußerungen erweist, zum Theil sogar solche, welche während des ordentlichen Zustandes gar nicht zu Stande zu kommen pflegen.

Unter diesen Erscheinungen sind besonders diejenigen auffallend, die unmittelbar vor dem Tode, oder

auch während des Scheintodes statt haben. Von den Ersteren wird sogleich ein Beispiel gegeben werden; von dem Andern führe ich nur Folgendes an:

Der berühmte D. Hoze von Richterswyl war durch eine Quetschung in einen solchen Zustand gebracht worden, daß er dem Tode nahe schien; bald hielt man ihn wirklich für todt, doch wollte man noch etwas versuchen, das Hoze gewöhnlich in einem solchen Falle gebraucht hatte. Um dieses Mittel anzuwenden, brachte man ihn in eine andere Lage, worauf der Scheintodte sogleich wieder zu sich selbst kam. Während jenes Zustandes nun, da man ihn für todt hielt, gingen, so erzählte Hoze mir selbst, die herrlichsten Gedanken in seiner Seele vorüber, und sein ganzer Zustand war unaussprechlich glücklich. Kaum habe er jetzt, so setzte der treffliche Mann hinzu, noch eine entfernte Ahndung von dem Herrlichen, Großen und Unaussprechlichen, was er gedacht und gefühlt habe. Mit dem Umwenden des Körpers begann der, diesem Zustande vorausgegangene, Schmerz auf's Neue, aber jener war nicht mehr. Sehr viele Beyspiele dieser Art findet man in den Schriften über Somnambulismus, und viele schöpften daraus die Hoffnung, daß auch die vollständigste Entbindung von diesem Körper, der Tod, keineswegs gänzliches Aufhören der geistigen Thätigkeit zur Folge habe, sondern daß diese eher erhöht werden werde. Besonders sind sie geneigt, anzunehmen, daß diejenigen Aeußerungen sol-

cher Kräfte, die ordentlicher Weise während des Erdenlebens im Menschen nicht statt finden, für eine künftige Periode bestimmt seyen, wo sie sich erst in voller Kraft äußern werden. Ob nun aber gleich beyde Schlüsse nicht mit Zuversicht gemacht werden können, so sind doch auch diese Erscheinungen im Ganzen mehr für, als gegen Fortdauer, und wenigstens ist man nicht berechtigt, zu behaupten, unsere Seelenthätigkeit nehme im Verhältniß der Entbindung der Seele vom Körper ab.

§. 51.

Noch sind auch viele einzelne Ereignisse des Lebens, die offenbar mit Voraussetzung der Fortdauer mehr übereinstimmen, als mit dem Gegentheile, so z. E. Strafe verdienende Verbrechen, die hienieden nicht bestraft wurden, — rechtschaffene Gesinnungen und Handlungen, die hienieden nur Elend zugezogen haben, Leiden, die hienieden keine Früchte mehr tragen konnten. Jedoch kann solches nur dann behauptet werden, wenn wir diese Ereignisse in Verbindung mit unserer Bestimmung und der Weltordnung überhaupt betrachten, weswegen auch dieselbe für sich allein, ohne die genannte Beziehung noch keinen Beweis bilden, (s. E. 1. besonders das, was vom Gleichlaufen der Sittlichkeit und Glückseligkeit daselbst vorgetragen worden ist).

§. 52.

Schon oben ist ausführlich geschildert worden, welches der Zustand unseres Ichs zu der Zeit zu seyn pflege, da wir die Erde verlassen; daher bleibt blos noch die Betrachtung des Todes selbst übrig.

§. 53.

Wenn unser Körper längere oder kürzere Zeit auch noch so herrlich fortgeschritten ist, so nimmt er, bald durch außerordentliche Zufälle verletzt, bald ohne solche, wieder ab, und wird endlich gänzlich zerstört. Diesem, ihm bestimmten, Loos entsprechen auch alle Anlagen desselben, so wie die Einrichtungen und Verhältnisse der auf ihn einwirkenden Natur. Ist dieses auch die Geschichte unseres Ichs? Offenbar kann dieses nicht behauptet werden. Durch Mehreres, z. E. die Beschwerlichkeiten des Alters, den Körper verzehrende Geistes- und Gemüths-Anstrengungen u. dgl., wird der Untergang des Körpers vorbereitet und verursacht, indessen eben diese Ursachen die geistigen Vermögen wenigstens öfters unangetastet lassen, ja bisweilen gar erhöhen.

Schon aus dieser Thatsache schließt man, daß die Abnahme des geistigen Lebens mit der des Körpers nicht harmonisch sey, und dieser Schluß wird auch durch die Erfahrung bestätigt; während der Körper schwächer und immer schwächer wird, nimmt der

Greis oder der Kranke öfters noch nach Grad und Richtung zu, ja Einige erheben sich gerade in den Augenblicken, da die Bande des Körpers sich auflösen, am stärksten. Ein englischer Geistlicher erzählt: „Oft und lebhaft stand vor mir das Bild eines, in meinem Arm eingeschlummerten Greises. Sein welker Körper war schon seit einigen Monaten von den heftigsten Krämpfen überwältigt und zuletzt in einer dreitägigen Agonie bis zur gänzlichen Unkenntlichkeit entstellt worden. Ohne Spannkraft, starr, kalt und gefühllos lag er da. Sein Auge war gebrochen; seine gepreßte Brust hob sich nicht mehr; er schien ausgekämpft zu haben, und plötzlich erwachte er noch einmal auf zehn Minuten. Nie hatte ich ihn in seiner Krankheit so heiter, so ganz seiner mächtig, so lebhaft und geistvoll gesehen, als in diesen feierlichen Augenblicken. „Mein Körper erstirbt, mein Geist lebt und wird leben — jetzt gehe ich schlafen, ich sterbe nicht wieder.“ — Das waren seine letzten Worte, noch ein Athemzug, und seine Augen schlossen sich auf immer.“

§. 54.

In Rücksicht auf den Tod selbst, erinnern wir erst an eine Stelle aus James Beatties Grundlinien der Psychologie, natürlichen Theologie, Moralphilosophie und Logik p. 283. Die Naturforscher bemerken, daß die Theilchen, woraus unser Körper besteht, sich be-

ständig verändern, indem einige abgehen und andere wieder in deren Stelle kommen, so, daß ein menschlicher Körper in wenigen Jahren zwar nicht der Gestalt, aber doch den Bestandtheilen nach, völlig ein anderer wird. Die Seele aber bleibt stets dieselbe, daher überlebt sie selbst in diesem Leben verschiedene Auflösungen des Körpers, oder kann sie überleben, und wenn dieß so ist, so kann sie auch die Auflösung überleben, welche sich im Tode zuträgt. Doch allerdings ist hier blos von allmählig und unmerklich entstehenden Auflösungen des Körpers die Rede, nicht von derjenigen, die im Tode statt hat. Was nun aber auch diese anbelangt, so werden zwar durch den Tod vorher verbunden gewesene Theile des Körpers getrennt, und dadurch auch die, von solchen Verbindungen erzeugten, Wirkungen aufgehoben, allein nie kann dargethan werden, daß es nicht nur solche Verbindungen gebe, ohne welche die Seelen-Thätigkeit, ja gar die Seele selbst, nicht bestehen könne, sondern daß auch gerade diese durch den Tod aufgehoben werden. Wer Fortdauer, nebst der Bestimmung noch weiter zu wachsen, bereits annimmt, ist vielmehr überzeugt, daß der organische Körper nur deswegen zerstört werden müsse, weil er seiner Bestimmung, die Aeußerung und Entwickelung der Seele zu befördern, nicht länger entspreche, und daher diese, um sich weiter entwickeln zu können, anderer Verhältnisse bedürfe.

§. 55.

Dieser Auseinandersetzung nach gewährt uns die Geschichte unseres Lebens theils einige Data, aus welchen wir zufolge dessen, was wir von unserer Bestimmung kennen und in Verbindung mit dieser, auf Fortdauer zu schließen berechtigt sind; theils bietet uns dieselbe Erscheinungen dar, aus denen wir nach den Gesetzen der Analogie auf Fortdauer schließen, Erscheinungen, die also gleichsam Winke sind, durch die uns die Natur ihren Plan mit uns zu erkennen gibt.

4. Capitel.

Untersuchung aus den Verhältnissen mit Andern.

§. 56.

Auch die Verhältnisse mit Andern haben Einfluß auf diejenige Geistes- und Gemüths-Aeußerungen und Stimmungen, durch welche der Glaube an Fortdauer entsteht, und stimmen in so weit mit diesen überein; aber auch sie enthalten außerdem Einiges, aus dem eigene, nicht verwerfliche, Schlüsse gezogen werden können.

§. 57.

Es kann nie gelingen, aus dem, was wir von andern Geistern kennen, einen Schluß zu ziehen, denn

da Andere nicht über unser Seyn oder Nichtseyn gebieten können, so müßte der Schluß nur aus der Vergleichung mit ihnen gezogen werden. Wir dauern fort, so könnte man z. E. urtheilen, wenn die, denen wir in dem, was hierbei entscheidend ist, gleichen, fortdauern; wir dauern nicht fort, wenn die, denen wir in jenem gleichen, nicht fortdauern, u. s. w. Allein alle diese Schlüsse fallen von selbst weg, da wir von keiner andern Geister-Klasse bestimmt angeben können, daß sie fortdaure oder nicht fortdaure, und daß sie gerade diese oder jene, den unsrigen ähnlichen oder unähnlichen Eigenschaften besitze; ohnehin wäre es, wenn der Besitz einer gewissen Eigenschaft Fortdauer entweder ausschlösse oder zur Folge hätte, auch diese in uns gefunden oder nicht gefunden würde, schon der Besitz oder der Nichtbesitz dieser Eigenschaft, welcher uns Fortdauer oder Nichtfortdauer anzunehmen nöthigte, der Vergleichung mit Andern bedürfte es nicht. Einen wenigstens minder unwahrscheinlichen Schluß zieht man daraus, daß, wofern wir nicht fortdauerten, auch den uns ähnlichen Geister-Klassen dasselbe Loos bevorstände, wodurch die Vollkommenheit der Welt im Ganzen sehr vermindert würde. Aber auch gegen diesen Schluß (der sich zuletzt darauf, daß Gott und sein Gesetz die größtmögliche Vollkommenheit der Weltwesen will, stützet), wird eingewendet: wir wissen ja nicht, ob es eine, uns in dem, was hierbei entscheidend ist, so ganz gleiche Geister-

Klasse gebe, daß sie dasselbe Loos treffen müßte; gäbe es aber eine solche, so müßte freilich das, was unsere Fortdauer hindert, auch die ihrige hindern, aber die Vollkommenheit der Welt wäre doch immer noch die möglichst größte.

§. 58.

Ob und wiefern aus der anerkannten Verschiedenheit der Schicksale verschiedener Menschen auf Fortdauer geschlossen werden dürfe, ist §. 28. auseinandergesetzt worden.

Unstreitig aber sind unter den Verhältnissen der Menschen mit Menschen, solche, welche auf Fortdauer hinweisen. Z. E. dem liebenden Herzen ist der Gedanke an immerwährende Trennung durch den Tod unerträglich, und daher Fortdauer Gegenstand des heißesten Wunsches, eines Wunsches, aus dem wir nach §. 32. nicht ohne Grund schließen. Dem, der die Antonine, die Fenelon, die Sokrates gekannt hat, ist es unmöglich zu glauben, daß alles das Herrliche in ihnen, das seine Verehrung erworben, aus einer Welt vertilgt werden werde, deren höchstes Ziel nur eben die Erreichung solcher Vollkommenheiten ist. Auch sind solche Männer Beispiele, daß für den Menschen eine weit höhere Stufe der Vollkommenheit möglich ist, als die, mit welcher die Meisten die Erde verlassen. Jedoch ist klar, daß aus diesen und ähnlichen Verhältnissen nur dann ein Schluß ge-

zogen werden könne, wenn man sie nach den Gesetzen der moralischen Weltordnung und in Verbindung mit unserer Bestimmung betrachtet. (§. 51.)

§. 59.

Auch in der Thierwelt bietet sich Einiges dar, was in dieser Rücksicht merkwürdig ist. Erwartet diese Fortdauer, so darf die Aussicht auf das nämliche glückliche Loos der viel höheren Menschenseele, für deren Fortdauer überdieß so viel Eigenes streitet, nicht abgesprochen werden; dauern aber die Thiere nicht fort, so darf man doch daraus nicht auf das Schicksal der Menschen schließen, in denen so viel Eigenes, das auf Fortdauer hinweist, und in Thieren nicht gefunden wird, sich findet.

Doch sogar kennen wir Einiges, das der Fortdauer mehr günstig ist.

Die Blume erscheint unserm Auge als ein Saamensprößchen, sodann als Keim; der Keim wird Knospe, und nun erst gehet das Blumengewächs hervor, das sein Lebensalter in dieser Oekonomie der Erde anfängt.

Aehnliche Auswirkungen und Verwandlungen gibt es bei mehreren Geschöpfen, unter denen der Schmetterling ein bekanntes Sinnbild geworden.

„Wer würde", sagt Herder, „in der Raupengestalt den künftigen Schmetterling ahnen? Wer würde in beiden ein und dasselbe Geschöpf erkennen, wenn es

uns die Erfahrung nicht zeigte? und beide Existenzen sind nur Lebensalter eines und desselben Wesens auf einer und derselben Erde, wo der organische Kreis gleichartig wieder anfängt; wie schöne Ausbildungen müssen im Schooße der Natur ruhen, wo ihr organischer Zirkel weiter ist, und die Lebensalter, die sie ausbildet, mehr als eine Welt umfassen.

Und so zeigt uns die Natur auch in diesen Analogieen werdender, d. i. übergehender Geschöpfe, warum sie den Todesschlummer in ihr Reich der Gestalten einwebte. Er ist die wohlthätige Betäubung, die ein Wesen umhüllet, in dem jetzt die organischen Kräfte zur neuen Ausbildung streben; das Geschöpf selbst mit seinem wenigern oder mehrern Bewußtseyn ist nicht stark genug, ihren Kampf zu übersehen, oder zu regieren: es schlummert also und erwacht nur, wenn es ausgebildet da ist. Auch der Todesschlaf ist also eine natürliche milde Schonung, er ist ein heilsames Opium, unter dessen Wirkung die Natur ihre Kräfte sammelt, und der entschlummerte Kranke geneset. (S. besonders auch Ferguson l. c. 1. Th. p. 550.)

Freilich gewährt diese Analogie nur kaum eine frohe Vermuthung, da das in einigen Arten, die überdieß vom Menschen sehr verschieden sind, Beobachtete, nicht sogleich auch auf diesen ausgedehnt werden darf, und ohnehin, was wir in jenen Fällen wahrnehmen, keineswegs ganz dasselbe ist, was der Glaubende hofft;

allein das geht doch daraus hervor, daß ein solches Uebergehen von einer Art des Daseyns zur andern, nichts in der Natur Unerhörtes und Unerwartetes ist. (Bretschneiders Handbuch der Dogmatik II. Th. 341.)

§. 60.

Von den Verhältnissen des Ichs gegen seinen Körper und den Folgen desselben ist C. 3. Exkurs I. und II. und an andern Orten gehandelt worden.

§. 61.

Nicht minder ist besonders im 1. Cap. gezeigt: die Verhältnisse unseres Ichs auch mit anderen, auf uns einfließenden, körperlichen Gegenständen, wie unsere irdischen Verhältnisse überhaupt, seyen so beschaffen, daß sie dem, nach Höherem sich sehnenden, Geist keine Befriedigung gewähren, und dieser daher zu einem Höheren über und außer der Erde hingetrieben werde. (§. 20.)

§. 62.

Dehnen wir endlich unsern Blick auch auf die Körperwelt überhaupt aus, denn in der That bietet auch diese Einiges dar, was unsere Hoffnung aufregt. Schon der Anblick so unzähliger Welten hat diese Wirkung, indem er die, dem Glauben an ein Höheres und also auch an Fortdauer so nachtheilige, Beschränkung des

Geistes und Gemüthes aufhebt, und die Hoffnung erregt, daß auch für die aus der bisherigen Sphäre der Thätigkeit ausgetretenen, d. h. die verstorbenen Menschen innerhalb dieser Tausenden von Welten eine Wohnung sich finden werde. Auch lernen wir ja von einigen dieser Weltkörper schon hienieden mehreres kennen, unsere Wißbegierde wird aufgeregt und auf sie hingerichtet, sollte diese Wißbegierde nie befriediget werden, und unsere Kenntnisse von jenen immer so fragmentarisch bleiben? Zwar haben diese Schlüsse nicht gerade sehr bedeutende Wahrscheinlichkeit, aber sicher stimmt doch diese Erscheinung mehr mit dem Resultat unserer bisherigen Forschung, als mit dem Gegentheil überein. (S. Platners Aphorismen p. 630. Streithorsts Gründe für unsere Fortdauer aus der Astronomie, in der deutschen Monatsschrift, Nov. 1792. Seite 202.)

§. 63.

Außerdem bietet uns die, unserer Beobachtung unterworfene körperliche Natur auch eine günstige Analogie dar.

In dieser ganzen unermeßlichen Welt wird nur Wechsel der Verbindungen und dadurch der Wirkungen wahrgenommen, niemals Aufhören des Einzelnen oder Zernichtung. Da nun die einfache Seele durch Trennung der Theile nicht aufhören kann, sondern nur durch Zernichtung, diese aber in der Natur nicht gefunden

wird, so ist auch diese Analogie der Fortdauer wenigstens eher günstig, als ungünstig.

§. 64.

Einige andere Erscheinungen aus dieser Klasse scheinen jedoch ungünstiger. Der organische Körper beginnt, wächst, erreicht sein Maximum, nimmt wieder ab, und unterliegt endlich der gänzlichen Zerstörung; er stirbt. Sollte dieses nicht auch die Geschichte der Seele seyn?

Der organische Körper ist Werkzeug der Seele, und muß sich daher allen den Veränderungen unterwerfen, durch welche die Zwecke dessen, für was er Werkzeug ist, befördert werden; wohl wird er auch zerstört, wenn dieses seiner nicht mehr bedarf, aber wer wird daraus schließen, daß das letztere nicht minder zerstört werden werde?

§. 65.

Bedenklicher scheint folgende Erscheinung: die Gattung der Thiere und Pflanzen wird durch eine beständige Aufeinanderfolge neuer Zeugungen erhalten, aber das Individuum ist zum Untergange bestimmt. Die Erde, so antwortet hierauf Ferguson in der Moralphilosophie, als Aufenthalt und Stelle für Pflanzen und Thiere, ist in Ansehung des Raums und der erforderlichen Nahrungsmittel, mithin eben dadurch auch in An-

sehung der Anzahl, die sie auf einmal aufzunehmen vermag, beschränkt, so daß, wenn eine fortgesetzte Schöpfung statt haben soll, der Tod oder das Abtreten eines Geschlechts eben so wesentlich zur Ordnung der Natur gehört, als die Geburt und das Auftreten eines andern. Ohne eine solche Einrichtung würde das Thier- und Pflanzenreich gar bald überfüllt seyn. Aber für bloßen Geist, dessen Gegenwart keinen Raum einnimmt, dessen Kräfte nicht durch leicht zu erschöpfende Nahrungsmittel, sondern durch Kenntnisse genährt werden, an denen eine unendliche Menge Menschen Theil nehmen kann, für ein Wesen, dessen Stärke in Gemüthsbeschaffenheiten liegt, die durch Mittheilung nur noch mehr wachsen; für ein Wesen, dessen Vorzug in Güte und Weisheit besteht; da gibt es keine Grenzen, weder in Ansehung des zu seiner Aufnahme erforderlichen Raumes, noch in Ansehung der Anzahl, die sich auf einmal neben einander erhalten kann, oder vielmehr die Vervielfältigung ihrer Anzahl ist nur eine Vervielfältigung der Anlässe, bei welchen sich die Glückseligkeit eines solchen Wesens zu Tage legen und ihre Wirkungen verbreiten kann. Die Geisterwelt kann daher beständig zunehmen, ohne je überfüllt zu werden.

§. 66.

Ueberhaupt sind diesemnach die Resultate, die wir aus Betrachtung der Verhältnisse des Menschen erhal-

ten, denjenigen ähnlich, welche wir aus Untersuchung der Menschengeschichte erhalten haben. (§. 55.) Auch sie bestehen theils in gewissen Datis zum allgemeinen Glaubens-Grunde, theils in Winken, durch die uns die Natur ihre Plane mit uns ankündet.

III. Fortdauer ist auch möglich.

§. 67.

Jetzt ist erwiesen: Fortdauer ist das Angemessenste. Wie aber, wenn sie nicht möglich wäre? Gewiß kennen wir keinen Grund gegen die Möglichkeit derselben, und logische Möglichkeit ist also entschieden, — vielleicht aber kann wenigstens reale Möglichkeit nicht erwiesen werden? Reale Möglichkeit, wie Wirklichkeit, darf und muß doch gewiß dann angenommen werden, wenn man sie nicht läugnen kann, ohne daß man Unzweckmäßigkeit und Widersprüche in unserer Bestimmung und Natur, und überhaupt in der Welt annehmen und eben daher auch die bloße Möglichkeit, Wahrheit jemals zu entdecken, völlig aufgeben muß, was man doch weder will noch kann. (§. 10. Not.) Gewiß dürfen wir, verpflichtet das Sittengesetz zu beobachten, damit auch die Ueberzeugung verbinden, unsern Bemühungen besser zu werden, falls sie redlich, zweckmäßig und anhaltend seyen, werde sicher der Erfolg nicht mangeln, indem wir ja, wofern wir diese Ueberzeugung nicht haben

dürften, besonders in den Fällen, da große Opfer gebracht werden müssen, gar nicht im Stande wären, das Sittengesetz zu beobachten, so, daß also Beobachtung gefordert würde, und doch nach den Gesetzen unserer Natur unmöglich wäre; allein, läßt man Wirklichkeit und reale Möglichkeit auch dann nicht zu, wenn man sie gleich nicht läugnen kann, ohne Widersprüche in die Natur und Bestimmung des Menschen zu bringen, so genügt der angeführte Grund nicht und es ist daher die, zur Erfüllung des Sittengesetzes unentbehrliche, Annahme keineswegs erwiesen, und das Gesetz, gegeben um beobachtet zu werden, kann nicht beobachtet werden. Nun läßt aber Vernunft diesen Widerspruch gewiß nicht zu, daher muß jene Voraussetzung aufgegeben werden. Dieselben Folgen, Widersprüche in unserer Bestimmung und Natur, würden aber auch entstehen, wenn wir, des bisher Ausgeführten unerachtet, Fortdauer nicht als möglich annähmen.

§. 68.

Und so ist demnach das Resultat im Ganzen: 1) Gott und die Gesetze seiner Welt fordern, daß das im Ganzen Beste statt habe; 2) dieses ist Fortdauer, und da 3) diese auch möglich ist, so sind wir berechtigt, ja genöthigt, Fortdauer nach dem Tode anzunehmen.

§. 69.

Ueberblickend diesen Glaubensgrund, fällt uns die Frage auf: ob nicht, (wenn gleich zu Folge des §. 9. der, aus dem Willen Gottes und den Gesetzen seiner Welt gezogene, Schluß für sich allein, ohne das Resultat der nachfolgenden Untersuchungen aus unserer Natur, unserer Bestimmung u. dgl. nicht genügt) doch vielleicht das Resultat der letztern ohne das, aus dem Willen Gottes und den Gesetzen seiner Welt Vorausgeschickte, zureichend sey; allein auch dieses kann nicht vermißt werden, in so fern Gott und seine Weltgesetze es sind, welche fordern, daß das Angemessenste in der Welt statt habe; auch gibt die Verbindung mit dem Willen Gottes, dem Glaubensgrunde etwas Rührendes und Populäres. Das muß jedoch zugegeben werden, daß, sobald nur (nach §. 10. Not.) Ordnung und Harmonie in der Welt und in unserer Natur insbesondere angenommen wird, das aus Betrachtung unserer Bestimmung, Natur und Geschichte hervorgegangene Resultat schon für sich allein zureicht, unseren Glauben zu rechtfertigen; nur freilich ist jene Annahme selbst als das höchste Gesetz für die Welt Gottes zu betrachten.

Vertheilung in mehrere einzelne.

§. 70.

Der bisher erörterte Eine Glaubensgrund ging von Gott dem Unendlichen, dem Vollkommensten aus;

nun wird dieser Vollkommenste unter verschiedenen Prädikaten, als heilig, gütig, gerecht, weise, allmächtig von uns gedacht, und aus jedem dieser verschiedenen Prädikate läßt sich Fortdauer ableiten. Auch hat jede dieser Ableitungen eine eigene, sie besonders empfehlende Seite, und ohnehin macht auf Einen diese, auf einen Andern jene Ableitung stärkeren Eindruck, daher hat man den bisher erörterten Glaubensgrund, so fern er von der Gottheit ausgeht, in mehrere einzelne vertheilt, indem man aus jeder der verschiedenen Eigenschaften Gottes einen besondern Grund ableitete. Diese einzelnen Gründe sind folgende *):

Der heilige Wille will die nach Dauer, Ausdehnung und Intension größtmögliche Vollkommenheit aller Geister, und da diese, nach allen genannten Rücksichten größer werden kann und wird, wenn wir uns ohne Aufhören vervollkommnen können, und also ewig leben, so will Er ewige Fortdauer. (s. Jerusalem in seinen Betrachtungen 247—249.)

Der Heilige ist auch allgütig; nun würde schon ein irdischer Vater, wenn er geliebten Kindern ein glückliches Leben noch ferner erhalten könnte, dieses gewiß thun, sollte der allgütigste Vater, dem es an Macht

*) Daß Alles, was, und weil es Gott erschaffen, nothwendig auch fortdauern müsse, kann nie erwiesen werden, wenn gleich einige Metaphysiker ihren Glauben hierauf mehr als auf alles Andere stützen zu können glauben.

dazu gewiß nicht gebricht, dieses nicht auch thun? (S. Ferguson Darstellung der Gründe der Moral und Politik 576.)

Der Heilige ist auch gerecht. Diese Gerechtigkeit fordert, daß Tugend und Glück, Laster und Unglück, gleichlaufen, oder Glück und Unglück genau nach Maaßgabe der Tugend und des Lasters vertheilt werden. Nun geschieht dieses gewiß hienieden nicht immer, folglich muß es in einer andern Periode unsers Daseyns geschehen. (S. Spalding über die Bestimmung des Menschen S. 54. 55.)

Der Heilige, Gütige und Gerechte ist auch der Weiseste. Aber, wenn kein Leben nach dem Tode ist, so sind zur Erreichung unserer Bestimmung, d. i. der Sittlichkeit, der Glückseligkeit und der Harmonie beider miteinander nicht die angemessensten Mittel gewählt. Der Regent der Welt ist also nicht der Weiseste. (S. Jerusalem in den Betrachtungen über die Religion 247. Mendelsohn im Phaedon S. 183. 3. A.)

Endlich ist der Heilige und Weise auch allmächtig. Wäre aber kein Leben nach dem Tode, so würde Jeder im Stande seyn, sobald es ihm nur beliebte, durch Mord sich und Andere der Macht Gottes zu entziehen, und alle weitere Plane der Vorsehung auf einmal zu hintertreiben. Selbst der Stein, der den Menschen tödtet, könnte nun diese Wirkung haben. (Einige Vorlesungen von Kästner S. 8.)

Sobald Fortdauer nach dem Tode theils als angemessen für unsere Natur, theils als möglich erkannt wird, kann diesen einzelnen Gründen Richtigkeit nicht abgesprochen werden.

Man sieht leicht, ob und auf welche Weise der bisher aufgestellte Glaubensgrund auch, so fern er aus den allgemeinen Weltgesetzen hervorgeht, in mehrere einzelne Gründe vertheilt werden könne. So schließt z. B. Platner (s. philosophische Aphorismen I. Th. p. 631.) aus dem Begriffe einer allgemeinen Entwicklung und Fortschreitung aller Fähigkeiten und Kräfte auf Fortdauer.

Noch leichter erhellt, wie der übrige Theil des ausgeführten Glaubensgrundes S. 1 — 4. in einzelne besondere Gründe gespalten werden könne; aber nur in allen zusammen, wenn sie auf angemessene, d. i. durch ihre Natur bestimmte, Weise zu Einem Ganzen verbunden sind, ist die erforderte Stärke.

Dritte Untersuchung.

Dritte Untersuchung.

§. 71.

Resultat beider obigen Untersuchungen.

Und nun das Resultat beider bisherigen Untersuchungen *).

I. Der Glaube an Fortdauer ist Glaube unsers Geschlechts und von den seligsten Folgen begleitet. (s. erste Untersuchung). — II. Und die Annahme desselben (s. zweite Untersuchung) stützt sich auf ungezweifelt richtige und gesetzmäßige Aeußerungen unserer vernünftigen Natur, und zwar entscheiden alle möglichen Methoden entweder für Fortdauer oder gar nicht. Hierdurch genöthigt, den wohlthätigen Glauben anzunehmen (§. 5.), thun wir dieses mit um so größerer Zuversicht, da wir

*) Da Anschauung und Vernunft Fortdauer fordern, so sollte, scheint es, die vorausgeschickte Thatsache entbehrt werden können; allein dann wäre nicht alles, was benutzt werden kann und soll, benutzt; auch ginge der Gesichtspunkt, von dem man hier ausgeht, und die Einheit und Harmonie aller Theile, welche dadurch errungen wird, verloren.

die Beantwortung der Frage nicht dahin gestellt seyn lassen dürfen, sondern entscheiden müssen, und dieses zwar nicht blos, weil nach logischen Gesetzen zureichende Gründe dazu vorhanden sind, sondern vorzüglich auch, weil Pflicht zu entscheiden gebietet, insofern wir ohne Entscheidung hierüber, theils unsern Lebensplan nicht richtig und bestimmt machen können, was doch Pflicht und Vernunft von uns fordern, theils das, im Glauben an Fortdauer liegende, Mittel, unsere Moralität zu befördern, nicht zu benutzen vermögen, da wir doch verpflichtet sind, jedes vernunftgemäße Mittel, unsere Moralität zu erhöhen, zu benutzen.

Auch, daß das Resultat aller Untersuchungen, der Glaube unseres Geschlechtes ist, erhöht die Zuversicht, denn wir sind mehr beruhigt, und setzen mehr Vertrauen in unser Urtheil, wenn wir wissen, daß dasselbe auch Urtheil unseres Geschlechtes ist; besonders ist uns dieses bei einer Ueberzeugung wichtig, die, wofern sie Wahrheit enthält, wegen ihrer allgemeinen Wichtigkeit, Gemeingut des Geschlechtes werden muß. Kurz, soll ich nicht aufhören, als ein vernünftiges Wesen zu denken, und als ein sittliches zu handeln, so muß ich an Ewigkeit glauben.

Aber eben deswegen soll ich auch als Glaubender handeln, d. h. für die Ewigkeit leben. Hierdurch wird nun zwar meine Ueberzeugung nicht erst begründet, dieselbe muß ja schon vorher vorhanden seyn, aber aller-

dings erhält sie doch dadurch, daß wir ihr gemäß auch handeln, mehr Licht, Interesse und Stärke (§. 74. Anhang).

Kurz, es ist geleistet, was nach §. 5. gefordert wurde, und fest und unerschüttert steht daher der wohlthätige Glaube.

§. 72.

Nichts ist jetzt mehr übrig, als, daß das Resultat, das aus dem bisher ausgeführten Glaubensgrund hervorgeht, nach allen seinen Bestandtheilen dargelegt werde.

1) Was ich zufolge des bisher ausgeführten Grundes glaube, ist nicht blos Fortdauer, sondern grenzenlose Fortdauer, Ewigkeit; denn jede Grenze, welche ich meiner Bestimmung setze, ist mit der Idee dieser, und mit meinem vernünftigen Willen in Widerspruch. 2) Was fortdauert, ist dasselbe Ich, das hienieden wirkte; auch werde ich mich als dasselbe Ich erkennen, oder überzeugt seyn, daß ich derselbe bin; denn gewiß ist Manches, was mir in der künftigen Welt begegnen wird, Folge meines Handelns in dieser Welt; weiß ich nun dieses dort, (wozu nothwendig ist, daß ich nicht nur derselbe bin, sondern mich auch als denselben erkenne oder Persönlichkeit besitze), so wächst dadurch meine Aufklärung über Gutes und Böses sammt ihren Folgen; mein Vergnügen über die guten Folgen guter Handlungen, wie mein Mißvergnügen über die schlimmen Fol-

gen schlimmer Handlungen muß erhöht werden, und ebendaher wird auch mein Eifer, Gutes zu thun und Böses zu lassen, vergrößert, und das Fortschreiten im Guten überhaupt sehr befördert; wird dagegen, was in der neuen Periode Angenehmes und Unangenehmes als Folge des Handelns in der vorhergegangenen Periode mir begegnet, als solche Folge dort nicht erkannt (ohne Persönlichkeit aber kann dieses nicht geschehen), so gehen alle genannten herrlichen Wirkungen verloren.

So gewiß also dort, wie hier, kein Mittel, durch das Erreichung unserer Bestimmung (Fortschreiten ins Unendliche) befördert wird, unbenutzt gelassen werden wird, so gewiß wird Persönlichkeit nicht mangeln.

Ueberdieß treten wir ja mit größerer Vernunft und Erinnerungskraft, als wir sie je vorher besaßen, und befreit von manchen, bisher statt gehabten, Hindernissen der geistigen Wirksamkeit in die neue Welt über, wo ohne Zweifel auch noch begünstigende Verhältnisse hinzukommen werden.

Aus den angeführten Gründen machen wir uns sogar Hoffnung, daß die Persönlichkeit dort noch in höherem Grade statt haben werde, als sie hier jemals statt fand, und mit vollem Recht sagt daher der berühmte Schelling in einem Briefe an einen Freund, dem eine geliebte Gattin durch den Tod entrissen worden war: „Anhaltendes Nachdenken und Forschen hat bei mir nur dazu gedient, jene Ueberzeugung zu bestä-

tigen, daß der Tod, weit entfernt, die Persönlichkeit zu schwächen, sie vielmehr erhöht, indem er sie von so manchem Zufälligen befreit; daß Erinnerung ein viel zu schwacher Ausdruck ist für die Innigkeit des Bewußtseyns, welches den Abgeschiedenen vom vergangenen Leben bleibt rc." (Siehe: zum Andenken der Gattin des Ober-Justiz-Revisions-Raths Georgii, von ihrem Gatten, p. 62.)

3) Endlich erhellet aus der ganzen obigen Ausführung, daß mein Ich nicht nur ins Unendliche fortdauern werde, sondern auch in's Unendliche an Sittlichkeit und entsprechender Glückseligkeit, und folglich überhaupt an geistiger Kraft und Wirksamkeit fortzuschreiten bestimmt sey. Nur dieses alles zusammen erschöpft die Idee der Unsterblichkeit.

§. 73.

Noch werden gegen den bisher ausgeführten Glaubensgrund einige Einwürfe gemacht: 1) er sey, sagt man, zu schwer, als daß auf denselben der Glaube unseres Geschlechtes gegründet werden könnte.

Allerdings hat der Glaube viele andere Gründe, und gerade der lebhafte Wunsch, fortzudauern, verursacht, daß sie eher mit unhaltbaren Gründen vorlieb nehmen; Manche stützen denselben auf unrichtige Schlüsse, Manche auf Sinnentäuschungen; Manche halten ihre Einbildungen, die ihnen interessante Todte mit großer Leb-

haftigkeit darstellen, für Anschauungen, und vorzüglich wird der Glaube Vieler, namentlich mancher Wilden, durch Träume erzeugt oder befestiget; allein, daß Viele ihren Glauben auf Unhaltbarkeit stützen, thut der Wahrheit keinen Eintrag. In der That aber stützt sich auch der Glaube der Ungebildeten nicht blos auf solches, denn gewiß wird er öfters selbst auch in diesen durch die oben ausgeführten Gründe befördert; auch sie sind jener Ahnung der Fortdauer fähig, die wir in der ersten Abtheilung auseinander zu setzen versucht haben; auch sie hoffen, daß ein gütiger und gerechter Gott ihnen ihr Daseyn nicht entreißen werde, besonders, da hienieden so oft den Bessern das schlimmere Loos trifft. An Ordnung in unserer Welt und Natur glaubend, schließen sie ferner aus Manchem, in und außer ihnen Erscheinenden, z. E. aus dem unaustilgbaren Sehnen nach Fortdauer, auf diese. Endlich sind sie auch nicht unfähig, manche der angeführten Analogien zu fassen und zu benutzen.

2) Noch könnte ferner eingewandt werden, durch alles bisher Ausgeführte sey nichts gezeigt, als daß gesetzmäßige Aeußerungen unserer Natur, Glauben an Fortdauer fordern, und demnach seyen es zuletzt doch nur die Gesetze meines Subjekts, auf welchen Alles beruhe, allein, nun frage ich erst, ob ich auch als objektiv wahr annehmen dürfe, was die Gesetze meines Subjekts fordern.

Es ist in den Untersuchungen über den letzten Grund des Glaubens an Gott §. 376—382. schon gezeigt worden, daß, wenn man auch das nicht als objektiv wahr annehmen dürfte, was die, ihren Gesetzen folgende, Vernunft als solches anzunehmen nöthigt, Wahrheit zu finden völlig unmöglich wäre, so, daß wir also sie zu suchen vernünftiger Weise aufgeben müßten, was doch weder geschehen dürfe, noch geschehen könne.

§. 74.

Anhang zu dem Glaubensgrunde.

Wohl kann ein Ueberzeugungsgrund ganz richtig seyn, und doch in Vielen keine Ueberzeugung hervorbringen, denn, um diese zu erzeugen, muß überdieß Fähigkeit denselben zu fassen, und sein Fürwahrhalten durch ihn bestimmen zu lassen, hinzukommen.

I. Freilich kann Ueberzeugung in Denjenigen nicht hervorgebracht werden, denen Kenntnisse und Grad und angemessene Richtung des Geistes so sehr mangeln, daß sie den Ueberzeugungsgrund nicht richtig fassen, und sich also noch weniger durch denselben zum Fürwahrhalten bestimmen lassen können. Vor Allem erwerbe man sich also jene. Aber auch selbst solche, denen das eben Genannte nicht mangelt, glauben dennoch öfters nicht.

II. Es kommt nämlich hierbei Vieles auch auf das Gemüth an, nicht blos, weil dasselbe auf die gefor-

derte Geistesbeschaffenheit selbst Einfluß hat, sondern auch, weil in dem oben auseinandergesetzten Ueberzeugungsgrunde manches ist, zu dem das Gemüth die Data darbietet, und das daher dem, der diese in seinem Gemüthe nicht findet, nicht verständlich ist, ja oft gar nicht zulässig scheint. Endlich ist man ohnehin nicht geneigt, ein Resultat, welches dem Herzen unwillkommen ist, anzunehmen, fest zu halten und in Ausübung zu bringen. Diesemnach ist Glaube an Fortdauer eher A. zu erwarten von kräftigen, lebendigen und thätigen Seelen, in welchen Streben nach dem Wahren, Schönen und Guten und das Bedürfniß darnach nicht nur sehr wirksam ist, sondern auch solche Richtung hat, daß das blos Irdische ihnen nicht genügt, sondern Geist und Herz nach einem Ueberirdischen in höhern Welten verlangen.

Unter diesen Edlen lieben Einige zugleich auch das Irdische; allein eifriges und wirksames Trachten nach dem Ueberirdischen ist dadurch nicht ausgeschlossen, weil das Sinnliche nicht von solcher Art und nicht von solchem Grade ist, daß das Uebersinnliche dadurch ausgeschlossen würde, weil auch das Streben nach dem Uebersinnlichen sehr stark, und weil endlich die Seele überhaupt kräftig genug ist, beides zugleich in sich aufzunehmen, und der, dem Einen durch das Andere drohenden, Gefahr Widerstand zu leisten. In Andern, in welchen die Neigung zum Sinnlichen und das Streben nach dem Höhern ebenfalls zusammen sind, ist es jedoch

mehr die Verzweiflung, jene befriedigen zu können, was sie bestimmt, zu diesem Zuflucht zu nehmen.

Wohl aber ist auch in Manchen die Sinnlichkeit entweder von Natur sehr schwach oder durch Nichtanwendung, oder durch übermächtige oder verkehrte Anwendung, oder endlich durch Verbindung mit manchem, Unlust Erregenden, z. E. der Furcht vor nachtheiligen Folgen, mit oder ohne absichtliche Bemühungen sehr geschwächt worden.

B. Nicht immer ist das Streben nach dem Höheren mit fester Tugend verbunden; wo sie es aber ist, da ist Fortdauer noch vielmehr willkommen, das herrliche Resultat wird mit noch größerer Freude und Liebe empfangen.

C. Von der Fortdauer selbst sowohl als von dem wohlthätigen Einfluß des Glaubens an sie auf unsere Vervollkommnung überzeugt, sind wir nun auch verpflichtet, denselben nicht nur zu ergreifen, sondern auch in Ausübung zu bringen; dadurch werden theils einzelne Bestandtheile des aufgeführten Glaubensgrundes, theils die wohlthätigen Folgen des Glaubens, Gegenstände der Wahrnehmung in dem eigenen Ich, so, daß hierdurch theils der Glaubensgrund mehr Vollständigkeit, Bestimmtheit, Klarheit und Lebhaftigkeit, theils der Glaube selbst mehr Licht, Interesse und Stärke gewinnt, und mit mehr Freude und Liebe festgehalten wird, was sehr bald die Folge hat, daß man sich von demselben gar

nicht mehr trennen kann. Wer nicht das Gegentheil glaubend und darnach handelnd, die Folgen auch hievon in sich wahrnahm, und erkannte, und nun diese mit jenen, aus dem Glauben entstehenden, vergleicht, der wird diesem mit noch größerer Zuversicht und Freude huldigen, kurz: handle dem Glauben gemäß, lebe nicht nur in, sondern auch für die Ewigkeit, so wird er dir bald unentbehrlich werden. Daß jedoch hierdurch kein neuer Beweis gewonnen werde, ist schon gezeigt worden.

III. Endlich wird, wie die Neigung zu glauben, so der Glaube selbst auch durch Aeußeres befördert, z. E. durch den Tod geliebter Freunde, Kränklichkeit, verzweifelte irdische Lage ꝛc.

Weitere Ausführung

einiger

in der Abhandlung aufgestellten Sätze.

Exkurs I. S. Seite 18.

Alle Erörterungen, welche wir, um den Glaubensgrund vollständig darzulegen, versucht haben, thun zugleich dar, daß durchaus kein Grund gegen Fortdauer aufgefunden werden könne.

Daß die Anschauung keinen solchen enthalte, ist im §. 9. gezeigt; daß aber auch durch Vernunftschlüsse Fortdauer niemals widerlegt werden könne, erhellt daraus, daß aus dem, was wir von Gott, den Weltgesetzen, unserer Bestimmung, Natur, Geschichte und unsern Verhältnissen kennen, entweder gar nichts in dieser Rücksicht gefolgert werden kann, oder vielmehr das Gegentheil, d. h. Fortdauer abgeleitet werden muß. Ob aber gleich alles dieses aus dem Erörterten einleuchtend ist und keiner weitern Untersuchung bedarf, scheinen dennoch einige Schlüsse aus der Natur des Ichs und seinem Verhältniß zum Körper schreckend. Das, meint man, was wir unser Ich, und das, was wir unsern

Körper nennen, sey Ein- und Ebendasselbe, oder Beide seyen doch von einerlei Natur; höre daher dieser mit dem Tode auf, so müsse auch jenes aufhören; nehme man sie aber auch als von einander unterschieden, ja auch als ungleichartig an, so sey doch das Ich vom Körper so abhängig, daß mit der Zerstörung des letztern auch die Wirksamkeit des erstern dahin seyn müsse. Da dieser Einwurf schon von den ältesten Zeiten her unter allerlei Formen vorgetragen worden ist, so wird es nicht unangemessen seyn, ihm eine ausführliche Untersuchung zu widmen. Ich und Körper könnten möglicher Weise in folgenden Verhältnissen stehen:

A. Ich, ist gar kein Reales, so wenig als der Körper, sondern beide sind nur Accidenzien eines, von ihnen unterschiedenen, Realen; allein es ist in der Schrift: Philosophische Untersuchungen ꝛc. im Anhang zum physikotheologischen Beweise des Daseyns Gottes schon gezeigt worden, daß diese Behauptung nicht gegründet sey; wäre sie aber auch gegründet, so könnte aus derselben doch nichts weder für noch gegen Fortdauer gefolgert werden, denn, das Ich und der, dasselbe umkleidende Körper, müßten doch als ganz von einander unterschiedene Accidenzien desselben Realen angenommen werden, und schon deßwegen kann man aus dem, was von dem Schicksal des einen, des Körpers, wahrgenommen wird, nicht sofort auch auf das gleiche Schicksal des andern, des Ichs, schließen.

B. Zweitens könnte blos Eines von Beiden als selbstständig und das Andere als sein Accidenz betrachtet werden. Nun ist zwar ebendaselbst gezeigt worden, daß auch diese Behauptung nicht haltbar sey; aber erklärt man sie auch für wahr, was folgt daraus?

aa) Nimmt man erst das Ich als das einzige Reale an, den Körper aber blos als sein Accidenz, als Wirkung oder Erscheinung desselben, so folgt daraus nichts gegen die Fortdauer des ersteren, denn wohl könnten ja einige seiner Accidenzien oder Erscheinungen sich verändern, oder gar aufhören und doch das Ich, das Reale, fortdauern.

bb) Nimmt man aber an, der Körper allein sey reell, und Vorstellen, Wollen rc. nichts als seine Accidenzien oder seine Wirkungen, so versteht man unter Körper entweder das, den Körper-Erscheinungen zu Grunde liegende, Intelligible, welches, und wiefern es uns nur eben durch diese Erscheinungen bekannt, außerdem aber völlig unbekannt ist, oder man versteht die bloße Erscheinung, wie wir dieselbe wahrnehmen. Aus der erstern Voraussetzung läßt sich sicher nichts gegen Fortdauer darthun; denn daraus, daß gewisse Theile des Körpers oder der äußern Erscheinungen aus den ehemaligen Verbindungen in andere treten, und dadurch auch alle nur durch jene bestandenen, Wirkungen aufhören, folgt keineswegs, weder, daß das Reale selbst, noch daß alle andern Bestimmungen und Wirkungen des-

selben, und namentlich, daß auch die, von den äußern so sehr unterschiedenen, innern Wirkungen aufhören müssen. Aber eben so wenig sind die Folgen der andern Voraussetzung zu fürchten, denn irrig ist es, den Körper, der und wie er unsern Sinnen erscheint, als das Reelle, anzunehmen, und von ihm, als solchem, alles, namentlich auch die Aeußerungen des Ichs, abzuleiten. Gäbe man dieses aber auch zu, so wären die Folgen doch nicht so bedenklich, als Manche glauben, denn Niemand kann erweisen, daß im Tode alle diejenigen Verbindungen der Theile aufhören, welche zu Hervorbringung und Erhaltung der geistigen Wirksamkeit unentbehrlich seyn sollen. Man muß hier ferner folgende Unterscheidung machen:

Die Totalwirkungen, die der Vereinigung der Wirkungen mehrerer einzelner wirkender Substanzen oder existirender den Ursprung verdanken, sind von mehrfacher Art; sie sind entweder außer den Wirkenden in einem Andern oder Dritten, auf welches Jene ihr Wirken ausgedehnt und auf welchem sich ihre Wirkungen vereinigt haben, so z. B. der Druck auf diesen Tisch von vier Steinen, oder, sie sind in den Wirkenden selbst. Auch von diesen kann man sich zwei Klassen denken, nämlich theils solche, die ohne Verbindung des Wirkenden, in dem sie sind, mit gewissen andern Wirkenden nicht entstanden wären, theils solche, zu deren Erzeugung eine bestimmte Verbindung des Wirkenden, in dem sie sind,

mit andern Wirkenden oder Substanzen gar nicht erfordert wird. Die Ersten (d. i. die, außer den Wirkenden, auf einem Dritten vereinigten), werden allerdings aufgehoben, sobald die Theile, aus deren vereinigtem Wirken auf ein Drittes sie entstanden sind, nicht mehr zusammen sind oder nicht mehr vereint auf das Dritte wirken; auch die, im Innern des Wirkenden sich befindenden, aber auf einer bestimmten Verbindung mit gewissen andern beruhenden, Wirkungen erfolgen nicht mehr, wenn die Verbindungen, auf denen sie beruhen, aufhören. Nur allein diejenigen, innerhalb des Wirkenden befindlichen, Wirkungen, welche auch unabhängig von einer bestimmten Verbindung mit andern statt haben, können gar wohl auch noch nach Aufhebung aller Verbindungen übrig bleiben. Aus der ersten Klasse ist Vorstellen, Fühlen ꝛc. gewiß nicht, weil diese ihrer Natur nach in den Vorstellenden oder Fühlenden enthalten seyn müssen und demnach nicht außer die letzten hinaustreten, und auf einen Dritten sich vereinigen können.

Aus der zweiten Klasse sind allerdings mehrere Aeußerungen unseres Ichs, z. E. Schmerzen aus verwundeten Füßen. Auch diese, die durch das Verbundene, den Körper, erregt werden, fallen allerdings mit dem Körper wieder weg; allein niemals kann dargethan werden, daß Alle in der Tiefe unserer Seele vorgehenden Veränderungen, ohne Ausnahme, nur jenen oder diesen Ursprung haben, keine der dritten Klasse zugehöre.

C. Gesetzt aber nun; das Ich und der Körper dürfen weder als Accidenzien desselben Realen noch Eines als Accidenz des Andern, sondern Beide müssen als zwei für sich bestehende, selbstständige Wesen angenommen werden, so könnten dieselben entweder von gleicher Natur seyn oder nicht; das erste voraussetzend, schließen Manche aus der Gleichartigkeit der Natur des Ichs oder der Seele mit der des Körpers auf Sterblichkeit auch der Seele. Allein der Körper, als Erscheinung betrachtet, ist von der Seele, so weit wir diese durch ihr Erscheinen kennen, wesentlich verschieden, denn der Körper als Erscheinung ist Gegenstand des äußern Sinnes, räumlich, zusammengesetzt, theilbar, figurirt, und bewegbar, wogegen das Ich blos Gegenstand des inneren Sinnes ist, weswegen Raum, und was mit diesem verbunden ist, Zusammensetzung, Theilbarkeit u. dgl. ihm nicht zugeschrieben werden kann. Vielmehr stellt uns das Selbstbewußtseyn das Ich im strengsten Sinne dar. (Exkurs II.) Gesetzt jedoch, das Ich sey körperlicher Natur in diesem Sinne, so würde doch zufolge des eben B. Auseinandergesetzten, hierdurch gegen seine Fortdauer noch gar nicht entschieden seyn. Schreibt man aber dem Ich die Natur des Körpers nur als eines intelligiblen Wesens zu, so ist vorerst auch diese Annahme nicht erweisbar, denn wir kennen ja von dem der Körpererscheinung zu Grund Liegenden nichts, als nur das, daß es unter allen vorhandenen Umständen in Wesen, wie wir sind,

gerade diese Erscheinung erregt; von dem Ich aber, daß es ein sinnlich vernünftiges, freies, limitirtes und selbstständiges Wesen sey; allein ob Jenes auch vorstellend sey und Dieses unter denselben Umständen auch eine Körpererscheinung, gleich jenem, zu erregen vermöge, davon ist uns durchaus nichts bekannt. Kurz beide haben Eigenschaften, von denen wir wenigstens nicht erweisen können, daß sie auch dem Andern zukommen. Doch die Natur des Ichs als intelligiblen Wesens sey wirklich einerlei mit der des Körpers als eines intelligiblen, so kann daraus kein Schluß gegen Fortdauer des Ichs gezogen werden.

D. Daß aus der Verschiedenartigkeit beider kein Schluß gegen Fortdauer gezogen werden könne, bedarf keines Beweises.

E. Vielleicht aber kann aus der, nicht zu verkennenden, Abhängigkeit des Ichs vom Körper gegen Fortdauer des Ichs nach dem Tode, geschlossen werden? Schon hienieden macht ein Tropfen zu viel Wasser im Hirn den größten Kopf zum Schwachsinnigen. Wie also, wenn gar kein Körper mehr mit der Seele verbunden ist? Um aus der, hienieden statt findenden, Abhängigkeit des Ichs vom Körper Nichtfortdauer zu erweisen, müßte gezeigt werden: 1) durch den Tod werde die Verbindung des Körpers mit dem Ich ganz oder doch so weit aufgehoben, daß keine Einwirkung desselben mehr statt haben kann, und es finde überdieß

kein Ersatz des Verlornen statt. 2) Auch könne unser Ich oder unsere vernünftige Causalität, losgerissen von allen Verbindungen, oder isolirt nicht mehr als solche wirken. Allein weder die eine noch die andere Behauptung kann jemals erwiesen werden.

Exkurs II. S. 80.

Die Einfachheit der Seele ist ein, in der Metaphysik so berühmt gewordener, Gegenstand, daß ich es für zweckmäßig halte, demselben eine ausführliche Untersuchung zu widmen.

1) Durch Hülfe meines Selbstbewußtseyns finde ich mich seyend und muß also mein Ich als seyend oder existirend annehmen.

2) Eben dieses Ich, das ich, betrachtet im Verhältniß zum Bewußtseyn des Erkennenden, als existirend denke, wird, wiefern ich meine Gemüthsäußerungen als in mir enthalten annehme, als Subjekt dieser, und (da die Gemüthsäußerungen als Veränderungen vorgestellt werden müssen, Veränderungen aber nicht ohne ein Beharrliches, welches verändert wird, gedacht werden können) als beharrliches Subjekt oder als Substanz gedacht.

3) Dieses existirende Ich, oder, nach dem andern Gesichtspunkte betrachtet, dieses Subjekt, diese Substanz, kann ich nur als Eine annehmen, denn alle Theile

meiner Gemüthsäußerungen, alle noch so ungleichartigen, und endlich alle zu gleicher Zeit oder nacheinander vorhandenen, Gemüthsäußerungen fand ich, soweit mir Bewußtseyn derselben zu Theil ward, stets mit demselben Gepräge, daß sie meine seyen, verbunden, daher schreibe ich sie alle demselben Ich oder Subjekt zu; auch entdecke ich, ungeachtet der größten Anstrengung, kein zweites Ich, und, da ich mich so annehmen muß, wie ich mich finde, so bin ich genöthigt, das Existirende, das ich mein Ich nenne, oder das, meine geistige Aeußerungen enthaltende Subjekt, als nur Eines anzunehmen, nicht als Mehreres. Wendet man ein, der Grund der Nichtentdeckung von Mehrerem liege vielleicht blos in der Eingeschränktheit meiner Sinne, die das, obgleich wahrhaft vorhandene Mehrere nicht wahrnehmen, so muß vorerst im Allgemeinen erwiedert werden, daß, wenn die bloße Möglichkeit, Selbstbewußtseyn könnte täuschen, oder die Unmöglichkeit zu erweisen: es könne in diesem Falle keine Täuschung statt finden, schon berechtigte, Täuschung anzunehmen, auch so manches Andere, in Rücksicht auf welches man dem Selbstbewußtseyn ganz vertraut, bezweifelt, ja alles ungewiß gemacht werden müßte; doch, da hierdurch noch nicht alle Furcht gehoben ist, so versucht man mit Recht, ob die Aussage des Selbstbewußtseyns nicht auch auf andere Art gerechtfertigt werden könne. Ist das Ich aus mehreren Theilen zusammengesetzt, so muß dasselbe

wenigstens aus a. und b. bestehen, und dann denkt, fühlt, will, und ist sich seiner, als dieses Denkenden, Wollenden und Fühlenden bewußt entweder a. allein, oder b. allein, oder keines von beiden, oder beide zugleich. In dem ersten Falle denkt, will u. s. w. wirklich nur Eines a., im zweiten auch nur Eines, nur b., im dritten wäre gar kein Denkendes ꝛc. vorhanden; doch der schwerste Fall ist der vierte, zufolge dessen beide zugleich denken ꝛc. und zusammen das Ich ausmachen sollen. Untersuchen wir also besonders diesen Fall. Ein bestimmtes Denkendes, Fühlendes, Wollendes und auf den Körper Einwirkendes, wiefern es sich seiner als dieses Denkenden, Wollenden u. dgl. bewußt ist, ist sich seiner als eines eigenen besonderen Ichs bewußt, folglich wären, wofern a. dächte, wollte und sich seiner, als dieses Denkenden und Wollenden ꝛc. bewußt wäre, und eben das b. thäte, zwei Iche, a. und b., deren jedes sich als ein besonderes, für sich bestehendes, von dem andern unterschiedenes, Ich annehmen müßte; da ich aber doch gewiß mich nur als Ein Ich, nicht auch als ein zweites oder drittes finde, so muß obige Voraussetzung, daß das Ich aus a. und b. bestehe, aufgegeben werden. Aber könnten nicht, so erwiedert man hierauf, die mehreren Vorstellenden a. und b. ihre Vorstellungen (unter diesem Namen befassen wir alles Obige zusammen) zusammenschmelzen (so wie die Gewichte zweier, auf dem Tische liegen-

den, Pfunde mit vereinter Kraft auf diesen wirken) und deswegen, obwohl das Ich wahrhaft aus mehreren vorstellenden Substanzen besteht, dennoch Bewußtseyn nur eines einzigen Ichs statt finden? Allein die Wirkungen jener Pfunde sind, so weit sie sich auf dem Tisch vereinigen, außer den Wirkenden, und können daher gar wohl auf einem, außer ihnen sich befindenden, dritten sich vereinigen, aber nicht so die Vorstellungen, Gefühle u. dgl.; denn der Schmerz, der in a. ist, wie der, der in b. ist, müssen, ihrer Natur nach, in den Subjekten, deren Wirkungen sie sind, seyn und bleiben, sonst wäre ja jener nicht Schmerz des a., dieser nicht Schmerz des b. Müssen sie aber in den sie wirkenden und sie enthaltenden Subjekten seyn und bleiben, so können sie nicht heraustreten und sich vereinigen weder in einem der Einzelnen selbst a. oder b., noch in einem von ihnen unterschiedenen Dritten. Am wenigsten kann eine solche Vereinigung in dem Ganzen geschehen, da ja das Ganze nur statt hat, wenn und wiefern die Einzelnen a. und b. zu Einem verknüpft gedacht werden. Zwar möchte man noch antworten, Vorstellungen treten ja wahrhaft außer das Vorstellende, indem sie auf den Körper wirken, allein das ist unrichtig; die Vorstellungen selbst treten nie außer das Vorstellende, sondern es ist nur ein Theil ihrer Wirkungen, was außer das Ich, auf den Körper hinaus sich erstreckt.

Noch sucht man der Aussage des Selbstbewußtseyns auf einem andern Wege zu entgehen.

Das Ich, lehrt man, besteht zwar aus mehreren Theilen oder Subjekten, a., b., aber solchen, die nicht zu gleicher Zeit, sondern nur nach einander wirken, und dieses zwar auf solche Weise, daß jedesmal in dem jetzt Wirkenden und Anschauenden oder Bewußten der Schein entsteht, als ob alles aufeinander erfolgte Wirken der Einzelnen a., b., c. nur Wirken Eines und ebendesselben, des jetzt wirkenden, Subjekts wäre.

Kant, Kritik d. V. 1. 361. und proleg. 133., ist der Meinung, daß das Selbstbewußtseyn einer stets fortdauernden Beharrlichkeit oder Identität aus einer Vorstellungskraft in die andere übergehen, und also unter dem verborgenen Wechsel der Identität fortdauern könne. Aber wie auch der angeführte Gedanke eingekleidet wird, so steht vieles entgegen. Warum und wodurch soll a. nach einiger Zeit zu wirken aufhören, und dann b. zu wirken beginnen, und dieses zwar so, daß der oben geforderte Schein entsteht? wie soll besonders in b. gelangen, oder auch ohne in dasselbe zu gelangen, als in ihm vorgegangen, oder vorgehend vorgestellt werden, was nur in a., nicht in b. war, und wie kann es in diesem ganz so seyn, wie in jenem, da wenigstens die Verhältnisse beider nicht ganz dieselben seyn können? Noch mehr! wie können gar Fertigkeiten in b. entstehen, obgleich die einzelnen Aeußerungen,

durch deren Wiederholung jene erzeugt werden sollen, nicht in b., sondern in a. vorgingen?

Man erkennt leicht, daß das, was in Rücksicht auf a., so lange dieses die Rolle hatte, eben bemerkt worden ist, dann, wenn a. zu wirken aufgehört und b. nun die Rolle begonnen hat, nun auch in Rücksicht auf dieses bemerkt werden muß, eben so wie auch das, was von b. (als demjenigen, welches zuerst unthätig war) gesagt worden ist, jetzt von dem gilt, was jetzt unthätig ist, dem a. (S. Platners Aphorismen, neue Ausarbeitung, p. 625.)

Noch bedeutender wären die Schwierigkeiten, wenn man gar annehmen wollte, a. höre, nachdem es eine zeitlang gewirkt habe, ganz auf, nicht nur zu wirken, sondern auch zu seyn, ein neues b. trete dann an seine Stelle, und auch dieses höre, nachdem seine Rolle eine zeitlang gedauert, ganz auf zu seyn, um abermals einem neuen c. Platz zu machen u. s. w. Ohnehin wäre nach dieser Hypothese in jedem Moment nur ein Subjekt, und so weit würde also Einfachheit nicht geleugnet.

Nach allen diesen Untersuchungen bleibt nur ein Sinn übrig, in welchem Zusammensetzung der Seele nicht unmöglich ist; wohl können nämlich mit dem Ich mehrere andere (auf dieselbe oder auf verschiedene Weise vorstellende, oder auch nicht vorstellende) Subjekte oder Substanzen verbunden seyn; wohl können die verbundenen

auch gegenseitig auf einander einfließen, ja diejenigen unter ihnen, welche außer sich zu wirken vermögen, können die, außer sich gehenden, Wirkungen möglicher Weise auch auf ein drittes vereinigen, allein dadurch hört das Ich a. nicht auf, Eines zu seyn, die übrigen b., c., d. aber sind und bleiben eigene, von jenem unterschiedene, Wesen, nicht seine Bestandtheile.

Exkurs III. S. 31.

Vielleicht aber ist dieses Alles nichts als die gewöhnliche Collision der Pflichten.

Nach richtigen Grundsätzen gibt es keine wahre Collision der Pflichten; nichts kann zugegeben werden, als daß bisweilen durch eine bestimmte unabweisbare Pflicht, etwas zu thun oder zu unterlassen, geboten wird, was ohne dieselbe im ersten Falle nicht gethan, im andern Falle nicht unterlassen werden dürfte — wie, wenn z. B. mein Amt oder Selbstvertheidigung u. dgl. fordert, einem Menschen Leibesschmerzen zuzufügen, was ohne einen solchen Grund nicht gestattet ist. Allein hierdurch wird wahrhaft keine, vorher vorhandene, Pflicht aufgehoben, denn Pflicht fordert zwar, dem Andern kein Unangenehmes zuzufügen, aber diese Pflicht hat doch nur unter der Voraussetzung statt, daß das sittliche Prinzip dieses zu thun nicht gebiete. Zweitens gibt es gewisse Pflichten, durch deren Befolgung die Bedingun-

gen aufgehoben werden, ohne deren Voraussetzung bestimmte andere Pflichten nicht statt haben, daher diese, wegen Vorhandenseyns der erstern, gar nicht zu Stande kommen, aber keineswegs erst vorhanden sind, und dann aufgehoben werden.

Der, welchem das Seinige zur pflichtmäßigen Besorgung seiner Familie unentbehrlich ist, ist nicht verpflichtet, Allmosen zu geben, ob er wohl ohne diese oder eine ähnliche Voraussetzung dazu verpflichtet wäre.

Ein anderesmal ist die Pflicht selbst, ungeachtet des Vorhandenseyns der collidirenden, wirklich vorhanden; blos ihre Ausübung ist jetzt entweder gar nicht, oder doch nicht ganz möglich, und kann also auch jetzt gar nicht, oder nur zum Theil gefordert werden; z. B. weil alles, was ich habe, dem, dem es ungerechterweise entrissen worden ist, zurückgegeben werden muß, so ist mir jetzt zur Bezahlung meiner Schulden, obwohl ich dazu stets verbunden bleibe, nichts mehr übrig, und ihre Bezahlung kann also jetzt nicht von mir gefordert werden. Bleibt aber noch ein Theil übrig, dann darf und soll dieser Theil, aber nicht mehr, zur Bezahlung der Schulden verwendet werden.

Allein in dem Falle, von dem hier die Rede ist, verhält sich Alles ganz anders, denn hier ist von einer und ebenderselben Pflicht die Rede, die nach unbezweifelten Grundsätzen statt haben soll, und, die doch, wegen mehrfachen, bei Voraussetzung der Sterblichkeit

erfolgenden, Widerspruchs mit andern, aus gleichrichtigen Grundsätzen gefolgerten, Pflichten nicht statt haben kann.

Exkurs IV. S. 117.

Nicht anders, denn gemäß den ursprünglichen und nothwendigen Verstandesbegriffen zu denken vermögend, muß ich, wie jeden andern Gegenstand, so auch mein Ich entweder als Substanz, oder als Accidenz, d. i. entweder als ein, in keinem Andern inhärirendes, sondern als ein für sich Bestehendes, in welchem vielmehr Anderes inhärirt, oder als ein, in einem Andern Inhärirendes, denken, und mache ich nun diese Frage, so zeigt mir mein Selbstbewußtseyn mein Ich nicht als ein, in einem Andern inhärirendes, sondern als ein für sich bestehendes, von jedem andern Ich wie von jedem Nicht-Ich Unterschiedenes, in welchem Anderes inhärirt, nämlich eine vernünftig sinnliche Causalität, welcher die Bestimmung vorgeschrieben ist, größtmögliche Sittlichkeit mit entsprechender Glückseligkeit zu erringen; dagegen könnte man aber auch, dem Selbstbewußtseyn nicht so vertrauend, annehmen, Ich sey nicht ein für sich Bestehendes, sondern inhärire nur im absoluten Ich, als eine Action, eine Vorstellung des Absoluten, dem oder dessen Action allein, also auch jenes, nach der erstern Ansicht dem Ich, als sein Accidenz, Zugeschriebene, zu-

geschrieben werden müsse. Und wie mein Ich, so seyen auch andere Ich, ja alle sogenannten einzelnen Weltwesen, nicht selbstständige individuelle Wesen, sondern inhäriren nur in Einem Absoluten, seyen nur Actionen desselben.

Kann diese Abweichung von dem, was das Selbstbewußtseyn lehrt, gerechtfertigt werden?

Vor Allem ist klar, daß, wofern dieselbe angenommen wird, so weit als die Abweichung reicht, der Ausspruch des Selbstbewußtseyns als irrig und dieses daher so weit als zum Irrthum führend erklärt wird, wodurch Mißtrauen gegen die Zuverlässigkeit einer Wahrheitsquelle erregt werden muß, ohne deren Zuverlässigkeit Wahrheit nicht entdeckt werden kann.

Forschen wir ferner, was zufolge dieses Systems von meinem Ich sowohl als vom Absoluten angenommen werden muß, so ergibt sich folgendes:

Das Böse ist nach demselben nicht im Ich, als einem Individuellen, das ja wahrhaft gar nicht ist, sondern in der Action des Absoluten, die allein wahrhaft ist. Ist nun Böses auch nach diesem System dasselbe, was es nach dem gemeinen Standpunkt ist, und erregt es demnach Gefühle der Verachtung und des Abscheus gegen den, der es thut, so müssen wir das Einzige, wahrhaft Existirende, das Absolute, so fern und so weit seine Actionen bös sind, verachten und verabscheuen, wenn wir gleich andern seiner Actio-

nen (einem Antonin, einem Socrates) Achtung zollen. Reine Verehrung des Absoluten besteht also nicht mehr, oder man verwerfe diese Ansicht als Gotteslästerung, und verabscheue diese Gefühle als Empörung gegen Gott, dann kann man Böses nicht mehr in obigem Sinne nehmen; ohnehin hält man dieses zu thun sich um so weniger berechtigt, da nicht nur das Böse wie das Gute in Gott ist, sondern auch kein Grund gekannt wird (auf mein Selbstbewußtseyn kann ich mich hierbei nicht verlassen) warum mir die eine Seite mehr gelten solle als die andere; allein, was soll dann nun Böses heißen, was Gutes, und wie sollen beide von einander unterschieden werden? Nirgends ist jetzt mehr feste Begründung und Haltung, nirgends etwas Bestimmtes und Sicheres zu finden; auch verliert sich nun Achtung für das Gute und Abscheu gegen das Böse; moralischer Indifferentismus faßt Wurzel, kurz, welche Wendung wir nehmen, so sind Widersprüche nicht zu vermeiden.

Aus dieser einzigen Folge des Systems fließt mehreres, theils mein Ich, theils das Absolute Betreffendes.

Solche unauflösbare Widersprüche findend, wird man zweifelhaft und ungewiß, was böse, und also auch, was nicht böse, was gut, und wie jenes von diesem unterschieden sey, das Sittengesetz wird nicht mehr oder doch gewiß nicht mehr mit der, zum entsprechenden Handeln erforderten, Zuversicht und Festigkeit, als die höchste, nie aufzugebende, Norm meines Handelns und

als unnachlässige Bedingung meiner Glückseligkeit erkannt, und mit Eifer ergreift der Mensch diese Ungewißheit und Unsicherheit, um sich den, ihm beschwerlichen Fesseln des Gesetzes zu entziehen, verbotene Neigungen zu befriedigen, und die Gebote, die den Neigungen entgegen sind, unbefolgt zu lassen.

Da mit dem Sittengesetz und dem Unterschied zwischen Gutem und Bösem auch Imputation, auf welche allein die Ueberzeugung von Freiheit gegründet werden kann, wegfällt, so kann ich mein Ich auch nicht mehr als frei behaupten, was ich freilich von ihm, als einem selbstständigen, individuellen Wesen, was es wahrhaft nicht ist, ohnehin nicht annehmen darf, kurz die Bestimmung zur Sittlichkeit nebst der Freiheit des vernünftigsinnlichen Wesens, das Höchste, das Göttliche in uns, besteht nicht mehr.

Das Absolute anbelangend, so handelt und ist dieses bös wie gut und enthält in so fern Widersprechendes; auch kann ohnehin einem Wesen, was sich einst durch den Lauf der Welt zum vollkommensten persönlichen Gott entwickeln soll, so lange dieser Lauf noch nicht vollendet ist, Vollkommenheit nicht beigelegt werden.

Sind die oben aufgezählten, die Moralität betreffenden, Widersprüche nicht auflösbar, und ist der Weltregent nicht ein vollkommenes, nicht einmal ein rein gutes Wesen, so ist man auch nicht berechtigt, anzunehmen, das moralisch Gute sey der höchste Zweck der

Welt, welchen möglichst zu erreichen ihre ganze Einrichtung gemacht sey, kurz auch die moralische Weltordnung kann nun nicht angenommen werden. Wie die Moral, so ist auch die Religion unhaltbar.

Noch ist die hier wichtigste Frage übrig. Wie verhält sich dieses System zu der, durch diese ganze Schrift behandelten Lehre?

Das ist klar, daß, wenn ich kein für sich bestehendes, individuelles Wesen bin, ich als solches auch nicht fortdauern könne, aber sollte ich nicht als Gedanke Gottes fortdauern?

Ob in diesem Systeme Gründe dafür gefunden werden, oder nicht, bedarf, da wir dasselbe für unrichtig halten, keiner Auseinandersetzung.

Eine andere Frage aber ist: ob, wenn diesem System gehuldigt werde, der oben ausgeführte Grund für Unsterblichkeit dennoch haltbar sey? In der That sind uns durch dasselbe die größten Stützen unsers Glaubens, der Glaube an die sittliche Bestimmung, an moralische Weltordnung und an die Gottheit entrissen, und eben deswegen hielten wir es für angemessen, unsere Gründe gegen seine Richtigkeit hier anzuführen. Uebrigens kann das Absolute, welches in diesem System vorausgesetzt wird, seinen übrigen Eigenschaften nach entweder ganz unbestimmt gelassen werden, oder man bestimmt es, aber auch dieses geschieht auf verschiedene Weise; namentlich legt man ihm Vernunft bei oder

nicht. Dadurch entstehen verschiedene Modificationen des Systems, deren weitere Erklärung und Würdigung jedoch durch unsern Zweck nicht gefordert wird.

Skizze des Glaubensgrundes.
(S. erste Untersuchung.)

Glaube an Fortdauer nach dem Tode ist Glaube meines Geschlechtes (§. 1—4.); dennoch darf ich ihn nur dann auch zu meinem Privatglauben machen, wenn zweck- und gesetzmäßige Aeußerungen meiner Vernunft denselben unnachlässig fordern (§. 5.). Das Letztere (s. zweite Untersuchung) zu erweisen, stützen sich Viele schon (s. erste Abtheilung) auf eine Anschauung, welcher sie nicht mißtrauen wollen und können (§. 7. 8. 9.). Aber auch abgesehen von dieser, nöthigt mich ein unausweichbarer Vernunftschluß, diesen Glauben anzunehmen (§. 10.). Dieser Vernunftschluß ist folgender: (s. zweite Abtheilung.)

I. Gott will das Angemessenste und eben das fordern die Gesetze seiner Welt (§. 11.).

II. Das Angemessenste aber für die Menschenclassen ist Fortdauer (§. 12.).

A. Das lehrt uns C. 1. unsere Bestimmung (§. 13.),

die nichts auf die Erde Beschränkendes enthält (§. 14.), weßwegen auch, sobald man sie auf diese zu beschränken sucht, Widersprüche unvermeidlich sind. Nun ist 1) eine Pflicht, aus Achtung für das Gute das Erdenleben, oder doch alles noch mögliche Erdenglück aufzuopfern, widersprechend; 2) in mehreren Fällen, in denen sonst gar wohl entschieden werden könnte, wird zweifelhaft, was geboten oder verboten sey. 3) Der einzige echte Bestimmungsgrund, Achtung für das Sittengesetz und seine Quelle, die Vernunft, besteht eben daher nicht mehr, und selbst die Achtung gegen den Schöpfer ist, wenn sein Werk, die Vernunft, als so unvollkommen dargestellt wird, nicht mehr dieselbe. 4) Endlich müssen wir uns nun auch von unserer Natur, wie von unserer Bestimmung, einen viel geringeren Begriff machen; ohne Sittlichkeit kann auch der Glaube an eine moralische Weltordnung und ohne diese der Glaube an die Gottheit sich nicht erhalten (§. 15.). Auch der andere Theil unserer Bestimmung besteht nun nicht mehr (§. 16.). Unsere ganze Bestimmung ist aufgehoben (§. 17.); würde aber auch dieselbe nicht aufgehoben, so könnte sie doch hienieden nicht, und folglich niemals realisirt werden (§. 18.). Weder Sittlichkeit (§. 19.), noch Glückseligkeit (§. 20.), noch Gleichlaufen beider (§. 21.) dürfte erwartet werden (§. 22.), wogegen unter Voraussetzung der Fortdauer alles dieses schon hienieden wenigstens soweit erreicht werden

kann, als Vernunft und vernünftiger Wille es fordern (§. 23—26.). Dieses Resultat wird auch durch die Geschichte bestätigt (§. 28.).

B. Daß Fortdauer das Angemessenste sey, erweist ferner die Betrachtung unserer Vermögen C. 2. Ist keine Fortdauer, so werden die 1) gesetzmäßig angewendeten Vermögen auch keine fordern; 2) wohl aber werden sie hinreichen, die auf die Erde beschränkte Bestimmung schon hienieden zu erreichen, 3) was irdische Zwecke blos hindert, oder hienieden 4) ganz unnütz ist, wird gar nicht statt haben. Wartet aber Unserer Fortdauer, so werden 1) unsere gesetzmäßig angewendeten Vermögen auf diese führen, 2) wir werden unsere Bestimmung, so weit als Vernunft dieses fordert, schon hienieden, vollständig aber erst in der Ewigkeit erreichen können, 3) irdische Zwecke Hemmendes und 4) für diese ganz Unnützes wird gar wohl statt haben können. Da wir uns nun ganz so finden, wie es die zweite, nicht wie es die erste Voraussetzung fordert, so sind wir auch durch die Betrachtung unserer Vermögen genöthiget, Fortdauer anzunehmen (§. 28—45.), auf welche wir auch aus der Einfachheit der Seelen-Substanz schließen (§. 46.).

C. Endlich ist Fortdauer (C. 3.) auch zufolge unserer Geschichte (§. 47—55.) und

D. (C. 4.) zufolge unserer Verhältnisse mit andern Wesen angemessener (§. 56—66.).

III. Da nun Fortdauer ferner auch als möglich von uns angenommen werden muß (§. 67.), so fordert unsere Vernunft unnachlässig, daß wir uns für Fortdauer entscheiden (§. 68—69.).

Dieser Eine Glaubensgrund läßt sich in mehrere einzelne vertheilen (§. 70.). Dritte Untersuchung: Ueberhaupt aber ist nun Resultat beider Untersuchungen: Glaube an Fortdauer wird mit vollem Recht angenommen, und dieses zwar um so mehr, da nun alle möglichen Methoden angewendet, und entweder für Fortdauer sind, oder gar kein Resultat geben, auch überdieß entschieden werden muß und soll; ja da wir nun ganz unstreitig berechtigt sind, den Glauben unseres Geschlechts auch zu unserem Privatglauben zu machen, so wird auch hierdurch unsere Zuversicht vermehrt (§. 71.).

Ewige Fortdauer mit erhöhter Persönlichkeit und mit der Bestimmung und dem Vermögen ewig fortzuschreiten an Sittlichkeit und entsprechender Glückseligkeit das ist das selige Loos der Menschheit (§. 72.). Einige Einwürfe, die gegen diesen ganzen Beweis gemacht werden können, werden leicht widerlegt (§. 73.).

Endlich wird von dem Ueberzeugungsgrunde, der den Richtigdenkenden das Resultat, Fortdauer anzunehmen nöthigt, unterschieden die Fähigkeit denselben zu fassen, und seine Ueberzeugung darnach zu bestimmen, eine Fähigkeit, die nicht blos im Geiste, sondern auch im Gemüthe gegründet ist (§. 74.).

Man zählt gewöhnlich (s. Bretschneiders Dogmatik 2. Th. 340—350.) mehrere Beweise für die Unsterblichkeit auf, und unterscheidet namentlich den historischen, metaphysischen, theologischen, cosmischen, teleologischen, moralischen, physischen und analogischen. Nach meiner Ansicht gibt es nur Einen Glaubensgrund, den bisher erörterten; allein da, um denselben genügend und vollständig zu machen, alle nur mögliche Methoden angewendet werden müssen, so mangelt zwar sicher keiner dieser sogenannten einzelnen Beweise, so weit sie als haltbar erklärt werden können, allein sie kommen nur als Theile Eines Ganzen und in derjenigen Verbindung unter sich und mit dem Ganzen vor, welche ihr besonderer Inhalt und Werth fordert. Freilich muß, wenn durchaus keine mögliche Methode unangewendet bleiben soll, die Untersuchung, und folglich auch der Ueberzeugungsgrund sehr weitläuftig werden, allein, theils sind alle diese Untersuchungen schon an sich sehr interessant, theils kann nichts zu viel seyn, was beiträgt, unsere Ueberzeugung von einem so hochwichtigen Gegenstande zu begründen und zu befestigen. Dem Christen sind die Aussprüche seines großen Lehrers (Matth. am 10. V. 28., Luc. im 12. V. 4., Joh. 5. V. 20—24. ꝛc.) so wie der Geist der christlichen Religion überhaupt und ihre ganze Tendenz sichere Bürgen seiner Unsterblichkeit; allein hiervon und vom Offenbarungsglauben überhaupt ist hier nicht die Rede.

Berichtigungen.

Seite	20.	Zeile	11. v. u.	streiche: genannten
„	30.	„	2. v. u.	streiche: , in so fern sie
„	38.	„	3. v. u.	nach Verhältnisse, setze: und
„	39.	„	2. v. o.	streiche: 21. 26.
„	51.	„	10. v. o.	streiche: zugleich
„	53.	„	5. v. u.	nach wenn, setze: er
„	57.	„	9. v. u.	streiche: Ferner:
„	60.	„	13. v. u.	lies unsern statt unserem
„	64.	„	9. v. o.	lies den statt der
„	65.	„	2. v. o.	lies wären statt während
„	65.	„	6. v. u.	streiche: 27. 46.
„	68.	„	6. v. u.	lies 15. statt 14.
„	81.	„	13. v. o.	lies Nur st. Mir
„	82.	„	15. v. o.	l. 41. st. 40.; eben so Zeile 19.
„	83.	„	12. v. o.	l. Fortschreiten st. fortschreitend
„	83.	„	15. v. o.	l. allen st. Allem
„	102.	„	6. v. u.	l. 11. st. 10.
„	115.	„	6. v. u.	l. Vieler st. viele
„	116.	„	4. v. o.	l. Unhaltbares st. Unhaltbarkeit
„	119.	„	5. v. o.	l. übermäßige st. übermächtige
„	120.	„	1. v. o.	l. einst st. nicht
„	128.	„	10. v. u.	nach Ich, setze: als Eines.

Gedruckt bei Carl Naumann in Frankfurt a. M.

